Th Pr
2228
-1-

Ad
Bibliothecam
Capituli ruralis
Stiefenhofen.

J. J. Orestl.

F.
163.

Der junge Geistliche

des

neunzehnten Jahrhunderts.

Eine Rede,

gehalten

von J. Michael Sailer

zu Reißbach am 13. September 1801,

als

Fr. X. Schwäbl seine erste Messe las.

Mit Erlaubniß der churfürstl. Bücherzensur-Spezialkommission.

München,

bey Joseph Lentner, 1802.

Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.

Jesus Christus.

1964, 2673

Stadtbibliothek
Augsburg

Freue dich mit mir, werthe Christengemeine! Nicht umsonst drängst du dich heute so um Kanzel und Altar; denn sieh! Jesus lebet!

Jesus lebet, und vergißt nicht seines großen Ackerfeldes auf Erde, und sendet von Zeit zu Zeit neue Arbeiter in seine Aernte — sendet einen neuen Arbeiter in der Person des jungen hoffnungsvollen Geistlichen, den du heute das erstemal im priesterlichen Gewande erblickest.

Freue dich mit mir, du theure, gottehrende Familie! aus deren zwey und zwanzig Sprossen sich der Herr einen ausgesondert hat, um ihn zum neuen Zeugen seines alten Evangeliums zu machen. Der Tag, dem du so lange entgegen sahst, auf den du Stunden und Augenblicke berechnetest — der Tag ist angebrochen!

Freue dich mit mir, du gottgeweihter Mitpriester des Herrn! das Ziel der Vorbereitung hast du erreicht, und trittst heute in eine neue Laufbahn ein. Dem Herrn sey von nun an dein Herz geweiht, und deine Zunge, und dein ganzes Leben.

Seine Gnade auszukünden, sey dein Beruf, seine Stelle unter Menschen zu vertreten, dein Gebot, ihm Seelen zuzuführen, dein Tagewerk, die Verlornen zu suchen, deine Tugend, die Leidenden zu erfreuen, deine Seligkeit.

Freuet euch mit mir, gekannte und ungekannte Mitanbeter Gottes! denn sehet, der heutige Tag stellet euch vor Augen einen jungen Geistlichen des 19ten Jahrhunderts, und ich habe in dieser Stunde nichts zu thun, als das, was das Fest des Tages leise in eure Herzen spricht, laut auszusprechen.

Ich stimme sodann mit dem Festtage ein, und stelle euch

den jungen Geistlichen des
19ten Jahrhunderts dar;
stelle ihn dar, wie er seyn soll; stelle ihn
dar, wie er

als Geistlicher, wie er
als junger Geistlicher, wie er
als Geistlicher des 19ten Jahrhunderts — seyn soll.

Der junge Geistliche des 19ten Jahrhunderts — das muß für uns ein anziehendes, belehrendes Gemälde geben —
anziehend, belehrend für das Christenvolk —
anziehend, belehrend für uns ältere Geistliche —
anziehend, belehrend für den jüngsten Priester am Altar!

Jesus Christus! du unser höchster Priester! der du starbst, um uns deinem Vater zu weihen — gieb mir Worte, die treffen, wie Blitze, und zünden, wie Gottes Flammen, daß der Redende, und die Hö-

renden — in Liebe zu dir gestärkt — mit reinen Seelen deinen Namen ehren, mit neuen Zungen dein Lob verkünden!

Der Geistliche.

Ein Geistlicher ist der, welcher nach dem Geiste lebt, nicht das, was Fleisch und Blut begehrt, sondern das, was Vernunft, Gewissen, Gott gebeut, für sein höchstes Gebot hält. — In dem Sinne sollten alle Menschen Geistliche seyn, sollten geistlich leben, sollten nicht dem Bauche leben, wie das Vieh, sondern Gott. In dem Sinne sollten besonders alle Christen Geistliche seyn, sollten leben nach dem Geiste, nicht nach dem Fleische.

Wenn nun aber alle Menschen, alle Christen ein geistliches Leben führen sollten: so läßt es sich begreifen, daß ein Geistlicher, der von Gott, von der christlichen

Kirche berufen ist, seine Mitchristen zu einem geistlichen, heiligen Leben anzuführen, wohl auch ein geistliches, ein heiliges Leben führen soll. Man kann von einem Geistlichen nicht weniger fodern, als daß er nach dem Geiste lebe. —

Dieß muß er schon als Mensch, als Christ; um wie viel mehr als einer, der gesandt ist zum Heil der Menschen?

Wenn er aber für sich nach dem Geiste leben soll, was muß er der christlichen Gemeinde seyn? — Das ist die Frage.

Ein Geistlicher soll kraft seines Amtes ein Gesandter Christi an das Christenvolk seyn; welch ein großer Beruf! soll ein Ebenbild Christi, soll ein Vorbild der Gemeinde seyn; welch ein großer Beruf! soll mit Wort und That und Kraft ein Werkzeug Gottes seyn, die Menschen heilig und selig zu machen; welch ein großer Beruf!

„Wie mich mein Vater gesandt hat, so sende ich dich“ — so spricht Christus zu jedem Geistlichen, der seyn will, was er heißt: ein Gesandter Christi zum Heil der Menschen. — Das soll er seyn! und wenn er das ist, sehet, so ist er —

Der Freund des Sünders; aber nicht, um mit ihm zu sündigen; sondern um ihn zur Erkenntniß der ungekannten Sünde, zum Hasse der geliebten Sünde, zur Erkenntniß des ungekannten Gottes, und zur dankbaren Liebe des ungeliebten Gottes zu vermögen. Höre, Lieber! — so spricht er dem Sünder, wo er ihn findet, in die Seele — höre mich! Mein und dein Christus sendet mich zu dir, und läßt dir durch mich sagen: Kehre um auf dem bösen Wege, sonst ergreift dich der Tod, und verschlingt dich die Hölle. Kehre um, und verschmähe die Arme des himmlischen Vaters nicht, der sie ausstreckt, um dich zu umfangen; kehre um, und verschmähe Jesum nicht, der dein Erlöser seyn will — verschmähe das

ewige Leben nicht, das er dir anbeut. Kehre um, und widersteh dem heiligen Geiste nicht, der dein Führer seyn will. Das ist der Geistliche dem Sünder; — er führt ihn zu Christus, zum himmlischen Vater, in das ewige Leben.

Der Geistliche ist ein Gesandter Christi zum Heil der Menschen, und wenn er das ist, so ist er der Freund der Kinder! Wo er ein Kind antrift, das ihn verstehen kann, da thut sich sein Herz auf, und er läßt es reden: Du bist ihm schon durch die Taufe geweiht, er kennt dich, er liebt dich, er segnet dich. So höre denn sein Wort: Glaub an ihn, vertrau auf ihn, hab ihn lieb, und thue seinen Willen. Christus ist stets um dich; sey züchtig, schamhaft, fleißig, gehorsam, wie Jesus als Knabe selber war; sey so stille, so aufmerksam, so folgsam, daß, wenn Jesus persönlich in unsre Gemeinde käme, er dich hervorrufen, und in Mitte der Großgewachsenen

aufstellen könnte — mit dem Worte: Wenn ihr nicht werdet, wie dieser Kleine, so könnt ihr in das Reich Gottes nicht eingehen.

Der Geistliche ist ein Gesandter Christi zum Heil der Menschen! und wenn er das ist, so ist er der Freund aller Leidenden, aller Geängstigten. Wo er ein leidendes Herz findet, sagt er zu ihm: Liebes Herz! Mein und dein Christus sendet mich zu dir, und läßt dir durch mich sagen: Der alte Gott lebet noch! Er vergaß deiner nicht, er hat das Leiden über dich kommen lassen, er will dich durch Leiden erfreuen, du sollst zu ihm aufschauen, sollst vor ihm dein Herz prüfen, dein Gewissen untersuchen, deine geheimste Sünde erforschen, und das Wort aussprechen: Vater verzeih! — Nun nicht mehr gesündiget! — Dann wird Trost und Friede bey dir einkehren. Er wird dir das Leiden entweder abnehmen, oder deine Schulter zum Tragen stärken. Sieh nur

ein wenig vom Leiden weg, und auf ihn hin. Er ist dein Gott, und ist nahe bey dir, und wo er ist, da ist lauter Trost.

Der Geistliche ist ein Gesandter Christi zum Heil der Menschen, und wenn er das ist, so ist er der Freund der Kranken, und wo er einen findet, da sagt er zu ihm: Lieber! mein und dein Christus sendet mich zu dir, und läßt dir durch mich sagen: Fürchte die Krankheit nicht! sie ist dir zum Leben, nicht zum Tode. Und wenn du auch daran stürbest, so stürbe nur dein Leib, nicht dein Geist. Er — mein und dein Christus lebet — und wenn du an ihn glaubst, und wie er dich in den Willen seines und deines Vaters ergiebst, so holt er dich ab zu sich, und du wirst ewig bey ihm seyn. — Aber sieh vorerst in dein Gewissen, ob es dich nicht straft, — und wenn das, so erniedrige dich vor dem Allerheiligsten, und tödte die Sünde — Jesus stärkt dich dazu! und eben diese Schwachheit des Leibs soll dir

dazu dienen, daß dein Geist an Stärke gewinne.

Der Geistliche ist ein Gesandter Christi zum Heil der Menschen, und wenn er das ist, so ist er der Freund der Sterbenden, und wo er einen seiner Brüder im Hinscheiden findet, sagt er zu ihm: Lieber Bruder! dein Herr Jesus sendet mich zu dir, und läßt dir sagen: Fürchte den Tod nicht; er hat ihn zuerst überwunden, halte dich an ihn ein; sieh! er reicht dir seine Hand, und schwingt dich über den Abgrund des Todes, und der Verwesung hinüber. — Leb wohl, Bruder! drüben sehen wir einander wieder!!

Der Geistliche ist ein Gesandter Christi zum Heil der Menschen, und wenn er das ist, so ist jeder seiner Blicke Segen, jedes seiner Worte Wahrheit, jeder seiner Schritte Wohlthat. — Er geht unter Seinesgleichen, wie Christus, segnend vorüber. Hier

weiht er Mann und Weib zu ihrem heiligen Berufe; dort **vereinigt** er zwey getrennte Gemüther wieder, und spricht, nachdem er zuvor jedes unter vier Augen zur Erkenntniß seiner Sünde gebracht hat, mit besonderm Nachdrucke den Gruß Christi über sie aus: „Der Friede sey mit euch! traget einander in Liebe, und trennet nicht, was Gott vereiniget hat.“ Hier führt er einen neugebornen Menschen in die Kirche Gottes ein, da vertraut er den Leib eines Gestorbenen — bis auf den Tag der Garben — der mütterlichen Erde. Hier bricht er das Brod den Kleinen, dort giebt er Starken starke Speise. Hier bittet er, wie Christus, für die Sünden der Völker, dort leidet er, wie Christus, für das Heil der Auserwählten.

Das ist der **Geistliche**: Ein Gesandter und ein Bild Christi, ein **lebendiges Gotteswort**, das die Herzen verwundet und heilet, belehret und stärket, erschreckt und erfreut, bessert und selig macht.

Der junge Geistliche.

Wenn der Geistliche sich überall als einen Boten Christi, als ein Bild Christi darstellt, überall die Lehre Jesu in seiner Lehre, das Leben Jesu in seinem Leben, das Leiden Jesu in seinem Leiden darstellt; so wird man ihm in seiner Jugend die Jugend kaum ansehen. Er wird seyn, wie Timotheus, der sich nach dem Rathe seines Paulus, seiner Jugend halber keiner Verachtung ausstellte. Ich wiederhole es: Man wird ihm keine Jugend ansehen in seinem Leben, keine Jugend in seiner Amtsführung; keine Jugend in seinem Leben; denn er wird in seinen jungen Jahren sich selbst beherrschen, wie ein reifer Mann; keine Jugend in seiner Amtsführung; denn er wird seine Gemeinde führen, wie ein bewährter Führer. Er wird als ein junger Mann seinen Leib in Zucht nehmen, wird die Zügel seiner Neigungen mit fester Hand halten,

wird die reizbaren Sinne, und das noch reizbarere Herz strenge bewachen, wird weder Eitelkeit, noch Unbesonnenheit, weder Eigensinn, noch Uebereilung in seinem Aeussern blicken lassen, wird als **Mensch** — gerne fragen — gerne hören — gerne schweigen; wird als **Christ** Ehre erweisen, dem Ehre gebührt; aber als **Geistlicher** wird er das Wort der Wahrheit mit einem Ernste, der nichts fürchtet, mit einem Nachdrucke, der bis in das Mark des Herzens dringt, und mit einer Absicht, die Gottes Auge nicht scheut — verkünden, wird nur Christum, nie sich selber predigen. Der junge Geistliche wird Tag und Nacht in der heil. Schrift forschen, um die Weisheit des Himmels zu lernen, die den Unmündigen Verstand, und den Schwachen Stärke giebt; eine Weisheit, die ihn selber vor der **Thorheit der Jugend** bewahret, und tüchtig macht, nicht nur vor Jung und Alt im Hause Gottes, d. i. in der Gemeinde unanstößig zu wandeln, sondern

Jung und Alt aus dem Verderben zu retten, und selig zu machen. — Der junge Geistliche wird immer tiefer in sein Gewissen hinein-, wird immer freyer zu Christus aufschauen lernen, damit sein Leben gleichsam ein lauteres Gebet, und sein Gebet neues Leben zum Rechtthun für ihn werde. Der junge Geistliche wird mit der Bescheidenheit des Jünglings, die ihn liebenswürdig, den Ernst des Christen, der ihn vertrauenswerth, und die helle reine Thätigkeit des Geistlichen, die ihn achtungswerth macht, verbinden.

Der Geistliche des 19ten Jahrhunderts.

Soll der Geistliche im 19ten Jahrhundert seinem Amte Ehre machen, und den Zweck seines Berufes erreichen, soll er in seiner Zeit wirken, was der Geistliche als solcher in allen Zeiten wirken soll; so muß er nicht nur sein Zeitalter kennen, sondern

er

er muß für sein Zeitalter besonders gebildet seyn. Ich will ohne Umweg die ganze Wahrheit sagen: Der Geistliche des 19ten Jahrhunderts — —

muß mehr wissen,

muß mehr thun wollen,

muß mehr leiden können — als ein Geistlicher in andern Zeitaltern zu wissen, zu thun, zu leiden nöthig hatte.

Er muß mehr wissen, weil das Nachdenken, das Untersuchen, das Schreiben, das Lesen, das Fragen und Antworten in Sachen des Christenthums in unsern Tagen allgemeiner geworden, als es sonst war; weil die allgemeine Preßfreyheit und der freye Völkerverkehr die Urtheile für und wider das Evangelium schneller in Umlauf bringt, als es sonst geschah; weil auch das, was bisher unbezweifelt und unbestritten war, öffentlich in Zweifel und Streit gezogen wird, weil alle äussern Einrichtungen in Anspruch genommen, und mit Umän-

derung bedroht werden, weil die Menschenköpfe in eine neue Bewegung gerathen sind, weil die Meynungen in einem öffentlichen Kriege leben, weil die Sprache des Unglaubens kühner, weil die Irrthümer täuschender, weil die Angriffe auf den Glauben der Völker feiner, weil die Streitigkeiten der Gelehrten den Ungelehrten verständlich geworden sind. Er muß mehr wissen, weil sein Jahrhundert auch mehr weiß, oder mehr zu wissen glaubt, oder wenigst mehr wissen will, als seine Vorgänger. Er muß mehr wissen, weil er sonst seine Gemeinde weder vor Irrthümern bewahren, noch, wenn Zweifel entstehen, beruhigen, noch, wenn in den äusserlichen Anstalten Veränderungen getroffen werden, belehren kann. Er muß mehr wissen, weil er sonst in Gefahr steht, selbst das Unkraut für Weitzen zu nehmen, andern Unkraut für Weitzen anzupreisen, und Weitzen als Unkraut auszurotten.

Er muß mehr thun wollen, als man in Zeiten der Unthätigkeit (der

allgemeinen Schlafsucht) thun zu müssen glaubte. Er muß mehr thun, wenn er den Zweck seines Amtes erreichen will, weil die Kämpfe, weil die Verwirrungen, weil die Spannungen, denen wir ausgesetzt sind, ihm mehr zu thun schaffen; er muß mehr thun, weil die steigende Kleiderpracht, weil die steigenden Reize der Wollust, weil die erleichterte Verführung der Unschuld, weil die steigende Sittenlosigkeit ihm täglich ein größeres Tagewerk anweiset. Er muß mehr thun, weil der Schwindel der Freyheit immer mehr Menschen bethört, weil die Wuth, unabhängig zu seyn, unter dem Schein des Rechtes sich immer weiter ausbreitet, weil die Achtung fürs klare Wort Gottes immer mehr abnimmt, weil die Finsterniß und das falsche Licht sich immer mehr wider die Wahrheit empören. Er muß mehr thun, weil die Beyspiele des Bösen sich unter dem Andenken des Krieges zu tief in unsre Herzen gegraben haben,

insbesondere — das Beyspiel der ungestraften Raub- und Mordsucht, — das Beyspiel der freyen, auch nicht mit Worten bestraften Unzucht, — das Beyspiel des von schwachen Gemüthern allgemein verachteten äussern Gottesdiensts, — so böse, so gewaltsam verführende Lehrmeister des Bösen geworden sind. Er muß mehr thun, als sonst, weil die Begebenheiten der Zukunft, die uns bevorstehen, die in Staat und Kirche manche andere Gestalt herbeyführen werden, viele Gemüther erschrecken, verwirren, betrüben, und also neuen Anlaß zur Belehrung, zur Bemühung, zur Ermunterung für den Geistlichen mitbringen werden.

Er muß endlich auch mehr zu leiden entschlossen seyn — als seine Vorgänger in andern Jahrhunderten gelitten haben mögen.

Denn es liegt jetzt, zumal in großen Städten, und in denkenden Gesellschaften

eine fast allgemeine Verachtung auf dem Stande der Geistlichen. Es ist hier der Ort nicht, die Ursachen dieser Verachtung aufzusuchen, noch weniger mein Vorhaben, irgend einen Stand — und wäre es selbst der geistliche — der zur Verachtung desselben Standes mitgewirkt hat, zu entschuldigen.

Ich sage nur die Wahrheit: es ruht viel Verachtung auf dem Stande der Geistlichen, und sie droht, immer allgemeiner zu werden, und diese Verachtung wird für den Geistlichen eine reiche Aernte von Leiden schaffen. — Dem verachteten Manne verschliessen sich die Herzen, und was will der Geistliche in einem verschlossenen Herzen wirken? Er möchte die Menschen gerne gut und selig haben, und nun muß er sehen, wie sie — blind und taub — immer tiefer in Laster und Elend stürzen. Er reicht ihnen seine rettende Hand, und sie stoßen selbe zurück; wie muß das schmerzen?

Der verachtete Mann wird, wie sein Gekreuzigter ein Fluch in den Augen der Juden war, ein Fluch in dem Auge des spottenden Christen. Weil die viehisch sinnlichen Menschen nur an das glauben, was ihnen ihr Fleisch und Blut eingiebt, so müssen sie alle Eingebungen des Gewissens und des göttlichen Geistes für Unsinn halten; also auch den Geistlichen, der immer die Sache des Gewissens und des göttlichen Geistes zur Seinen macht, hassen, und als einen Wahnsinnigen verspotten. Weil die selbstsüchtigen denkenden Köpfe die Welt ohne Gott neu schaffen, und die Neugeschaffene ohne Gott regieren wollen, so müssen sie den Geistlichen, der alle Weltregierung für Unsinn hält, hassen, und als einen ihren Absichten gefährlichen Mann verdrängen.

Der Geistliche, der das Evangelium in der Hand, und im Herzen hat, Liebe predigt, und Liebe übet, Gottesfurcht mit

Worten lehrt, und Gottesfurcht mit Thaten beweiset, wird aber nicht nur von den viehisch sinnlichen Menschen und von den selbstsüchtigen denkenden Köpfen zu leiden haben; das meiste wird er leiden müssen von seinen Mitgeistlichen, die ihn entweder aus Unerkenntniß verfolgen werden, weil sie seinen Geist nicht haben, also auch nicht richten können, oder — aus eigennützigen oder ehrgeizigen Absichten — sein Licht in den Schatten, und die Finsterniß auf den Leuchter setzen werden. Die Verachtung des Geistlichen wird ihm vielleicht auch (welches für ihn das geringste Leiden seyn möchte) den Brodkorb erhöhern, oder gar ausleeren — indem der Mund, der von den reinen Freuden des Himmels nicht mehr reden soll, von dem Futter der Erde auch nicht mehr wird geniessen dürfen.

Das ist das Gemälde von dem jungen Geistlichen des 19ten Jahrhunderts. — Als Geistlicher soll er Bote Christi zum

Heil der Menschen, als junger Geistlicher soll er ein **Timotheus**, dem man die Jugend nicht ansieht, als Geistlicher des 19ten Jahrhunderts soll er reicher an Einsichten, kräftiger zum Gutesthun, und rüstiger zum Leiden seyn, als seine Vorgänger.

Wenn wir bey diesem Gemälde noch einen Augenblick verweilen, so wird es den Christengemeinden wohl von selbst einleuchten, was sie zu thun haben; nämlich **beten** zum Vater der Aernte, daß er viele solche Arbeiter sende; jedem solchen Arbeiter mit einer Verehrung, die sie seinem Amte, mit einem Zutrauen, das sie seiner Person schuldig sind, entgegen kommen, und mit Verehrung und Zutrauen die Arbeit seines Berufes erleichtern. — Das **sollen** die Christengemeinden.

Wenn wir bey diesem Gemälde noch einen Augenblick verweilen, so wird es uns

ältern

ältern Geistlichen einleuchten, was wir zu thun haben; nämlich beten sollen auch wir, daß Gott solche Arbeiter sende; mitwirken mit Wort und That zur Bildung solcher Arbeiter, und auf dem Ackerfelde des Herrn den kommenden Arbeitern mit aller Treue vorarbeiten. — Das sollen wir.

Wenn wir bey diesem Gemälde noch einen Augenblick stehen bleiben, so wird es dir, edler Mitgeistliche! von selbst einleuchten, was du noch zu lernen, zu thun, zu leiden haben mögest, um ein würdiger Geistlicher des 19ten Jahrhunderts zu werden, und als solcher auf Gottes Ackerfelde zu wirken.

Und wenn ich die Wege, die du in deiner Bildung schon zurückgelegt hast, übersehe, und die Stimmung deines Herzens, mit der du an deiner Selbstbildung gearbeitet hast, und die Werkzeuge, die Gott zu deiner Bildung in Bewegung gesetzt, und

die wundervolle Führung seiner Huld, die du bisher erfahren hast — betrachte; so erhebt sich in mir eine Zuversicht, die mich nichts geringeres erwarten läßt, als daß du den jungen Geistlichen des 19ten Jahrhunderts ein hellleuchtendes Vorbild werden — dem sie sich nachbilden dürfen — und die Hoffnungen deiner Verwandten, deiner Wohlthäter, deiner Lehrer, deiner Freunde erfüllen werdest.

Alles, was Bacher in Salzburg, was Imhof und Streber in München, was Regens Mayr, und das gemeinnützige Institut der gemeinsam-lebenden Weltpriester in Ingolstadt und Landshut, was der Pfarrer und Kämmerer in Reißbach — für dich und an dir gethan haben; — die Sorgen deiner treuen frommen Mutter, die bey dem Tode ihres Mannes so viele Kinder allein zu erziehen und zu versorgen, das Hauswesen zu führen, und daneben ihr wundes Wittwen- und Mutter-Herz

zu stillen hatte; die zärtliche Theilnahme deiner Brüder und Schwestern, die der heutige Tag wieder so glücklich vereiniget hat, — die Theilnahme deiner Brüder und Schwestern, sage ich, davon noch zehen diesem Feste beywohnen, zwölfe aber mit dem Vater in ein Land vorausgegangen sind, das keinen Tempel und keine Sonne mehr bedarf, weil Gott selbst das Licht, und die Heiligen Gottes Tempel sind; — die Thränen und Gebete deiner übrigen zahlreichen Verwandten, die sie für dich geopfert haben... Dieß alles, was Gott durch Menschen an dir gethan hat, wird in deinem Dienste, den du der Kirche Gottes thun wirst; dieß alles wird in deiner Demuth und Liebe, womit du allen alles werden wirst, um alle Christo zu gewinnen; dieß alles wird in der reichen Aussaat deiner Predigten rc. und in der gesegneten Aernte deiner Berufsarbeiten die schönste Belohnung finden.

So werde denn — was mein Herz sich von dir verspricht — einer der würdigsten Geistlichen des 19ten Jahrhunderts, und um es gewiß zu werden, so gehe hin an den Altar, **und opfere dich mit Christus zum Heil der Menschen.**

Amen.

Ueber die Vereinbarkeit des Pfarramtes mit der Landwirthschaft.

1802.

12

Omnium rerum, ex quibus aliquid acquiritur, nihil eſt agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine, nihil libero dignius. *Cic.* de off. L. I. c. 43.

Vorrede.

Es kann einer weisen Regierung nicht unangenehm seyn, wenn die neuen Einrichtungen, welche sie zu machen gedenket, vorerst im Publikum zur Sprache kommen, und in allen Rücksichten geprüft werden. Durch solche Prüfungen, die Sachverständige unternehmen, werden alle Vorzüge und Nachtheile der bestehenden und neu zu veranstaltenden Einrichtung ans Licht gebracht, und eben dadurch das Auffinden der Wahrheit einer Regierung sehr erleichtert. Ich fand wenigst diese Verfahrungsart bey meiner Haushaltung sehr vortheilhaft; meine vermeintlichen Verbesserun-

gen kündigte ich immer vor der Ausführung meinen Domestiken an. Ob ich schon vorhin die Sache reiflich erwog, so geschah es doch zu Zeiten, daß sie mich auf Umstände aufmerksam machten, die mich die Vorzüge der alten Einrichtung erst einsehen lehrten. Der Staat ist freylich ein sehr großes Hauswesen, und hat ohnehin seine verpflichteten Rathgeber; aber wer kann fodern, daß diese Rathgeber die unzähligen Gegenstände, die in ihrem Wirkungskreise liegen, alle genau kennen? Es hat jedes Ding in der Welt seine guten und schlechten Seiten, und die letzten sind oft so versteckt, daß man sie nur durch längere Erfahrung entdecken kann. Es läßt sich daher von einer nur das wahre Beste bezweckenden Regierung erwarten, daß sie derley Untersuchungen, sie mögen wider oder für ihre

vorhabenden Veränderungen ausfallen, nicht ungerne sehen werde. Dieser Glaube an die Weisheit meiner vaterländischen Regierung bewog mich, meine Meinung über einen Gegenstand zu sagen, der unter den vielen Verbesserungsplanen, welche die Regierung rühmlichst auszuführen gedenket, liegen soll. Man will nämlich bemerken, daß die Geistlichen auf dem Lande ihrem wichtigen Amte nicht mit der gehörigen Sorgfalt obliegen, auch zu wenig gebildet sind, um den Nutzen leisten zu können, den man von ihnen zu erwarten berechtiget ist. Den Hauptgrund von beyden Mängeln will man in der Landwirthschaft gefunden haben, mit der die Landpfarrer belastet sind. Wenn man nun den Pfarrern diese Last abnehmen würde, so glaubt man, das beste Mittel gewählt zu haben,

um den geistlichen Stand seiner Bestimmung wieder näher zu bringen. Ich aber glaube, in dieser kurzen Abhandlung gezeigt zu haben, daß durch dieses Mittel jene Mängel nicht nur nicht gehoben, sondern nicht selten vergrößert, und mit neuen Gebrechen vermehrt werden. Die nun bestehende, und in vielen Rücksichten vortrefliche Besoldungsart der Geistlichen würde demnach zerstört, ohne daß man dem vorgesetzten Zwecke näher gekommen wäre; vielmehr würde der Stand der Geistlichen um vieles mangelhafter werden, als er jetzt ist. Uebrigens enthält diese Abhandlung nur eine Skizze ihres Gegenstandes; der denkende Leser hat aber auch nicht mehr nöthig.

Baiern den 25. März 1802.

Der Verfasser.

Inhalt.

§. 1. Die deutschen Geistlichen waren von jeher zugleich Landwirthe.

§. 2. Diese Einrichtung ist für den Staat vortheilhaft.

§. 3. Diese Einrichtung gewährt den Geistlicheu einen sichern und gleichförmigen Unterhalt.

§. 4. Diese Vorzüge mangeln bey Besoldungen aus Staats- oder Religionskassen,

§. 5. oder wenn Pächter unmittelbar den Geistlichen zu bezahlen haben.

§. 6. Nachtheile für die Landwirthschaft überhaupt, wenn die Geistlichen derselben entzogen werden.

§. 7. Nachtheile für die Armen und Kranken der Gemeinden in eben dem Falle.

§. 8. Nachtheile für die Religion selbst in eben dem Falle.

§. 9. Dieser Gegenstand ist wohl werth, daß er reiflich erwogen werde.

§. 10 — 15. Prüfung der Gegengründe.

§. 16. Der Weltpriesterstand wird durch den Verlust der Landwirthschaft nicht gehoben, sondern niedergedrückt.

Ueber

Ueber die Vereinbarkeit des Pfarramtes mit der Landwirthschaft.

§. 1.

Schon vor Constantin des Großen Regierung besaß die Kirche liegende Gründe, aus deren Ertrag die Religionslehrer ihren Unterhalt zogen, wie in dem Restitutionsedikt dieses Kaisers bey Eusebius in der Lebensbeschreibung Constantins l. 2. c. 39. zu lesen ist. Auch die Erstlinge der Früchten und die Zehenden wurden schon in den frühesten Zeiten des Christenthums den Geistlichen so reichlich dargebracht, daß sie davon auch noch die Armen in der Gemeinde verpflegen konnten. Da die deutsche Kirche ganz nach der römischen gebildet wurde, so machten auch in Deutschland die liegenden Gründe und die Zehenden die stehende Einnahme der Geistlichkeit aus. Selbst

die ersten Staatsbeamten, die Herzoge und Grafen, zogen ihren Sold aus liegenden Gründen, welche sie aber nach und nach in Erbeigenthum zu verwandeln wußten, ohne daß sie die Dienste mehr leisteten, wegen welchen sie diese Güter besaßen. Bey der Geistlichkeit aber blieb der Besitz der liegenden Gründe fideikommissarisch, und die Pflichten, welche damit verbunden wurden, werden von derselben bis auf den heutigen Tag erfüllet.

§. 2.

Die Vortheile dieser Einrichtung für den Staat sind unverkennbar. Denn nun darf der Staat zur Aufrechthaltung der Religion, Ausübung des Cultus und des dazu nöthigen Personals nicht beytragen. Es entgehet ihm zugleich keine Abgabe von den Gütern, welche die Kirche und Geistlichkeit besitzen, indem selbe gleich den übrigen Unterthansgütern besteuert werden können, und die Abgaben davon viel sicherer fliessen, als von jenen. Ja, in Staatsnöthen kann der Staat von den geistlichen Gütern eine schnellere und größere Hilfe

erwarten, wie die Erfahrung schon oft bewiesen hat, als von den übrigen Landbesitzern. Welche Lasten trug in dem letzten Kriege die Geistlichkeit, welche Hilfe in der größten Noth leistete das Kirchengut? Eine so nützliche Einrichtung sollte der Staat, seines eigenen Vortheils wegen, bewahren.

§. 3.

Für die Geistlichkeit läßt sich wohl keine vortheilhaftere Einrichtung, selbe zu besolden, machen, als die bestehende ist. Denn keine Besoldungsart ist sicherer, für alle Zeiten gleichförmiger, und des freyen Mannes würdiger, als diejenige, welche aus dem Acker gezogen wird. Unglücksfälle treffen zwar auch den Ackerbau, aber es ist ein äusserst seltner Fall, daß sie einen Landbauer ruiniren; denn die Landwirthschaft gewährt so viele Vortheile, daß der fleißige Wirth wohl ein Unglück tragen kann, ohne zu tief zu sinken. Er ist dabey sicher, daß er seine Ausgaben, wenn sie einmal mit seinen Einnahmen in das gehörige Verhältniß gebracht worden sind, ohne beson-

dere Unglücksfälle nicht nach den wechselnden Marktspreisen der Lebensbedürfnisse einzuschränken braucht; sondern immer einen gleichförmigen Lebensunterhalt geniessen kann. Denn die Preise aller Dinge richten sich nach den Preisen der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, welche die Landwirthschaft liefert. Und wie viel ist erst die Unabhängigkeit werth, in welche die Landwirthschaft ihren Mann in Rücksicht seiner Einnahme versetzt?

§. 4.

Diese großen Vorzüge mangeln jeder andern Besoldungsart. Man mag Salarien im Gelde, die der Staat oder ein Pächter zu bezahlen hat; oder Salarien in Naturalien, die wieder ein Pächter oder Grundholden dem Geistlichen entrichten sollen, dem eigenen Erwerb aus liegenden Gründen substituiren; so wird die Einnahme immer weit unsicherer, viel geringer, und ihre Erhebung mehrern Verdrüßlichkeiten und Erniedrigungen ausgesetzt seyn, als sie bey dem Ackerbaue je werden kann.

Verpachtet der Staat die Pfarräcker (an's Verkaufen derselben wird ja doch wohl niemand denken) und übernimmt es, die Geistlichen zu besolden; so werden zwar die Pachtgelder sicherer in die Kasse geliefert, aber die Salarien der Geistlichen müssen wegen der großen Verwaltungsköſten, und des nicht geringen Nutzens, welchen der Pächter zum Lohn haben muß, um gar vieles geringer ausfallen, als ihre jetzigen Einkünfte sind. Und auch diese geringern Einkünfte fliessen unsicher. Wie oft sind selbst in mächtigen Reichen die Staatskassen so sehr erschöpft, daß selbst die ersten und unmittelbaren Staatsbeamten ihre Besoldungen über die festgesetzten Termine lange entbehren müssen? Bey Kriegszeiten, wo man am meisten Ausgaben hat, stocken solche Einnahmen am ehesten. Den Geistlichen würde in solchen Fällen gewiß die letzte Klasse der Soldprätendenten angewiesen werden. Wenn auch die Einkünfte aus den geistlichen Gütern eine abgesönderte Verwaltung unter dem Namen: Religionskasse, erhalten sollen; so leistet doch, laut der Erfahrung, ein solcher Name wenig

Sicherheit. Die Noth, sagt das Sprüchwort, hat kein Gesetz; und die Großen sind wie die Kleinen; sie greifen nach allem, was glänzt.

§. 5.

Soll der Geistliche unmittelbar von einem Pächter seine Einkünfte erhalten, so ist er nicht besser daran. Der Pächter bringt bey der Pachtung nicht nur seinen Lohn, sondern auch alle mögliche Unfälle mit in Anschlag, und fodert doch bey eintretenden Unglücksfällen wieder Nachlaß, wenn gleich die Aecker bey einer ordentlichen Bestellung von Jahr zu Jahr an innerer Güte, und folglich an Ertrag zunehmen, welche Verbesserung dem Pächter ganz allein zu Gutem kömmt. Ist erst der Pächter ein schlechter Wirth, so wird er seinen Pachtschilling nicht leisten, und die Pfarräcker vernachläßigen, daß auch ein neuer Pächter den vorigen Pachtschilling nicht mehr wird leisten wollen und können. Es ist ja gewiß nicht zu erwarten, daß ein Anderer für den Geistlichen besser sorgen werde, als der Geistliche für sich selbst würde gesorgt haben. Bey Naturalien-

lieferungen erhält man immer das Schlechteste. Man kann wohl Klage darüber stellen; allein wer mag in beständigen Prozessen leben, und was gewinnt der Geistliche zuletzt, wenn auch der Grad zwischen schlechtem und gutem Naturalgut leichter zu bestimmen wäre?

Deß ungeachtet ist es noch viel besser, wenn die Einkünfte der Geistlichen größtentheils in Naturalien bestehen, als wenn sie allein in Gelde bezahlt werden. Denn das Verhältniß des Geldwerthes zu den Lebensbedürfnissen verändert sich immer. Der Vorfahrer mag sich bey seiner Besoldung noch kümmerlich durchgebracht haben; der Nachfolger wird vielleicht schon darben müssen. Bis eine kleine Erhöhung der Besoldungen erfolgt, müssen schon viele vor Kummer verschmachtet seyn; denn auch nur eine geringe Erhöhung der Besoldungen macht bey einem so großen Personale in den Finanzen eines Staates eine grosse Erschütterung.

Wie vielen andern Unbequemlichkeiten und Beschädigungen ein Geistlicher auf dem Lande

ohne eigene Landwirthschaft ausgesetzt ist, kann man sich leicht vorstellen, wenn man die mancherley Hausbedürfnisse, die sich auf dem Lande nicht, wie in Städten, auf einem kleinen Raum zum Verkauf beysammen finden, aufzählet. Wenn man dem Bauer ins Haus kömmt, um ihm etwas abzukaufen, so muß man es um vieles theurer bezahlen, als es der Bauer selbst auf öffentlichem Markte losschlagen kann. Denn eben weil er jetzt nicht weiß, wie hoch er den verlangten Artikel in der Stadt verkaufen könnte, so fodert er einen übermäßigen Preis, um ja gewiß nicht zu kurz zu kommen. Wenn auch der Pfarrer einen Garten besitzt, um das Gemüße selbst bauen zu können; so hat er ohne Viehstand keinen Dünger. Dem Landmanne ist um Geld kein Dünger feil, und ohne Dünger nützt auch der Garten nichts. Eben so viele Schwierigkeiten macht ihm die Herbeyschaffung des nöthigen Brennholzes, Biers rc. ohne Zugvieh. Alles kömmt ihn theurer zu stehen als den Städter. Kurz, wer auf dem Lande lebt, muß Landökonomie treiben, sonst lebt er viel theurer und schlechter,

als der Städter mit gleichen Einkünften; oder er muß von einer Mendikantenseele besessen seyn, die ihre Bedürfnisse halb erbetteln will.

§. 6.

In landwirthschaftlicher Hinsicht wird der Staat gewiß nichts gewinnen, wenn er die Geistlichen der Landwirthschaft entzieht. Werden Anstalten getroffen, wodurch die Kandidaten des geistlichen Standes in ökonomischen Kenntnissen unterrichtet werden; so hat der Staat an ihnen eben so viele Emissäre, (im guten Sinne des Wortes) die unter dem Landvolke die Verbesserung der Landwirthschaft befördern. Der Bauer ist mißtrauisch gegen alles Neue, weil er die Güte einer Sache nur aus der Erfahrung beurtheilen kann. Wenn er daher durch Beyspiele den offenbaren Vorzug der neuen Verfahrungsart vor der alten gewahr wird, so ahmet er nach. Von den Pfarrern ist es zu erwarten, daß sie solche Beyspiele geben. Edelhöfe und Landwirthschaftsbeamte giebt es nicht überall, wohl aber Pfarrer. Auch wird es unter den Edelleuten

immer mehr Mode, ihre Landökonomien zu verpachten, weil sie sich selbst mit diesem Geschäfte nicht befassen wollen, und daher die ganze Verwaltung der Treue Anderer überlassen müssen, die nicht immer die größte seyn soll. So würde zuletzt, wenn auch noch den Pfarrern die Landwirthschaft abgenommen werden soll, kein Landwirth mehr seyn, von dem sich Verbesserungen in dieser wichtigsten Kunst erwarten lassen. Denn von dem Mechanism der Bauern lassen sich keine Verbesserungen erwarten. Unter den Geistlichen aber haben sich von jeher viele durch ökonomische Kenntnisse und Verbesserungen ausgezeichnet. Viele Pfarrer stehen unter den berühmten deutschen Landwirthen in der ersten Klasse. Wie sollte man auch von einem Manne, der durch Lektüre auf neue Erfindungen in der Landwirthschaft aufmerksam gemacht wird, und der im Denken geübt ist, die Vorschläge, die gemacht werden, zu würdigen, ihre Anwendbarkeit auf sein Lokale zu bestimmen weiß, nicht erwarten können, daß er ein Meister in der Landwirthschaft werde, von dem die Bauern vieles lernen

können! Soll man wohl diesem Stande das Mittel nehmen, auch in dieser Rücksicht nützlich zu werden? Ich glaube, man soll die Geistlichen vielmehr zur Landwirthschaft ermuntern, als sie aus dem Felde schlagen.

§. 7.

Wie vieles die Armen und Kranken in einer Gemeinde verlieren würden, wenn den Pfarrern die Landökonomie genommen werden sollte, fällt manchen Freunden neuer Vorschläge nicht ein. Die Pfarrer geben der ärmern Klasse in ihren Gemeinden nicht nur das Getreid, Erbsen, Erdäpfel, Rüben ꝛc. viel wohlfeiler zu kaufen, als die Marktpreise stehen, sondern borgen auch, bis sie leichter bezahlen können. Die ganz Unbehilflichen und Kranken erhalten oft ihren Unterhalt ganz, oder doch größtentheils, aus dem Pfarrhofe. Wie wird aber ein sparsam besoldeter Pfarrer, der jede Kleinigkeit kaufen muß, der über jeden Kreuzer, den er ausgeben will, zuvor mit allen seinen Bedürfnissen Rath halten soll, der nun selbst ein Hausarmer ist, den Armen Hilfe leisten

können? Eben so werden die Unterstützungen, welche viele für das Gute eifernde Pfarrer den Schulen und Schullehrern bisher leisteten, unterbleiben müssen. Manche Familie hat jetzt ihren Wohlstand, und die bessere Erziehung ihrer Kinder ihren geistlichen Anverwandten zu verdanken. Alle diese und ähnliche Unterstützungen fallen weg, wenn die Pfarrgüter eine Beute der Pächter, und die Pfarrer in hungerige Söldlinge verwandelt werden.

§. 8.

Daß durch diese Verwandlung die Achtung der Geistlichen beym Volk sehr sinken müsse, kann nur der bezweifeln, welcher die Denkungsart des gemeinen Mannes gar nicht kennt. Der Bauer schätzet die Menschen nur nach dem Reichthume, den sie besitzen, oder nach Gaben, die er von ihnen zu erwarten hat. Der besoldete Pfarrer lebt aber in Dürftigkeit, und kann keine Wohlthaten mehr erzeigen; er wird vielmehr von den Bauern manche Wohlthat nöthig haben. Ja, es ist leicht vorzusehen, daß sich viele Geistliche zu allerley Nie-

derträchtigkeiten herabwürdigen werden, um ihren Zustand zu verbessern. Warum erdachten, verbreiteten und unterhielten weiland die Bettelmönche so vielen Aberglauben? weil sie davon leben mußten. So fehlt es auch jetzt nicht ganz an solchen Spekulationen; hie und da sucht noch ein ärmlicher Pfarrer oder Beneficiat durch Benediciren, Exorciciren rc. einige Geschenke zu erbetteln. Kein wohlhabender Mann wird sich zu so niedrigen Dingen herablassen. Dürftigkeit verleitet die meisten Menschen zu Niederträchtigkeiten, enget den Geist ein, und benimmt ihm alle Mittel, emporzustreben. Man fodert vom Geistlichen, daß er ein feiner, helldenkender Mann sey, der mit der fortschreitenden Kultur immer gleichen Schritt hält, und man will ihm zugleich die Mittel entziehen, womit er das hohe Ideal, das sich auch die Feinde des geistlichen Standes vom Geistlichen entwerfen, erreichen könnte. Welcher Jüngling von Talenten wird sich mehr entschliessen, in einen Stand zu treten, den Armuth und Verachtung drückt? Dumme und unsittliche Auswürflinge der Menschheit

werden dann die allerwichtigste Lehranstalt der Welt, das Predigtamt, zu Grabe bringen. Die Folgen davon sind nicht zu berechnen; ich glaube, der ärgste Menschenfeind könnte an der Menschheit keine grausamere Rache nehmen, als wenn er diesen Zustand herbeyführen würde. Freylich setzen diese übeln Folgen voraus, daß der geistliche Stand in Dürftigkeit versetzt werde. Allein wie schwachköpfig müßte der Mann seyn, der durch fremde Verwaltung seines Gutes wohlhabender werden wollte, als durch eigene Bewirthschaftung desselben? Man bedenke nur die §. 3, 4, 5 angezeigten Nachtheile, und man wird leicht begreifen, daß die Schornsteine der Pfarrer selten mehr rauchen werden.

§. 9.

Was soll eine weise Regierung bewegen können, eine für den Staat selbst, für die Landwirthschaft, für die Gemeinden, für die Geistlichen und ihr zur Aufrechthaltung der Religion nöthiges Ansehen so vortheilhafte Einrichtung zu verstümmeln? Es werden oft

Jahrhunderte erfodert, bis der Schaden, den nicht wohl getroffene Veränderungen verursachen, wieder gut gemacht werden kann; oft ist er unersetzlich. Es mag wohl seyn, daß eine Einrichtung Mängel hat, welche Einrichtung hat derer nicht? Der Weise untersucht vorerst, ob diese Mängel wesentlich mit der Einrichtung verbunden sind, oder ob sie nur im Mißbrauche der an sich guten Sache bestehen. Im letzten Falle untersucht er weiter, ob sich diese Mängel nicht heben lassen, oder ob das Gute, welches die Einrichtung leistet, nicht bey weitem die Mängel überwiege; oder ob die neue Einrichtung, die man zu machen gedenket, diesen Mängeln sicher abhelfe, oder vielleicht noch größere Gebrechen anderer Art mit sich führe. Alle diese Fragen richtig zu beantworten, ist bey weitem nicht hinlänglich, daß jemand schöne Ideale der Vollkommenheit aller Art entwerfen könne. Es ist wohl nichts leichter in der Welt, als schöne Plane zu machen; wir verträumen ja alle viele Zeit unsers Lebens mit solchen Phantasien. Wenn man dabey alle Schwierigkeiten übersieht, und die Nach-

theile verschweigt, oder nicht kennt; so wird davon oft auch ein redlicher Mann geblendet. Nur Männer, die aus eigener langer Erfahrung einen Gegenstand genau kennen, sind dazu geeigenschaftet, einen wahren und anwendbaren Aufschluß darüber zu geben. Doch wir wollen die Gründe prüfen, wegen welcher das geistliche Amt mit der Landwirthschaft unvereinbar seyn soll.

§. 10.

Das Pfarramt, sagt man, ist mit der Landwirthschaft nicht vereinbar, jedes Geschäft fodert seinen eigenen Mann: der Nachtheil trift aber gewöhnlich das geistliche Amt. Denn die Landwirthschaft fodert eine beständige Aufmerksamkeit, und die Sorgen wegen des zu befürchtenden Schadens durch Untreue der Dienstbothen, durch Schauer, Mißwachs, Viehsterben, Feuergefahr rc. nicht weniger die beständigen Verdrüßlichkeiten wegen der Nachlässigkeit, Trägheit und Ungezogenheit des Gesindes rauben dem Manne die nöthige Ruhe und Heiterkeit zu Geistesarbeiten.

Die-

Dieser Einwurf hat allerdings vielen Schein, und trifft auch hie und da wohl ein, wo nämlich der Pfarrer für sein geistliches Amt keinen Sinn hat. Allein in diesem Falle wird er auch ohne Oekonomie keinen Sinn dafür bekommen. Wer viele müßige Stunden hat, braucht sie deswegen noch nicht besser. Er wird dann vielleicht seine Zeit verschlafen und mit seinem Lehnstuhle zusammenwachsen; oder die lange Weile mit Spielen, Trinken, Besuche machen und annehmen, oder andern unnützen Dingen vertreiben, und sein geistliches Amt noch mehr vernachläßigen und schänden, als er es bey einer Oekonomie würde vernachläßiget und geschändet haben. Wenn ein solcher Fehler könnte entschuldiget werden, so würde doch eine Entschuldigung, die von den Geschäften der Landwirthschaft hergenommen ist, mehr befriedigen, als alle Vorwände des Spielers, Trunkenboldes, und Müßiggängers. An jenem kann man doch noch den Landwirth schätzen, aber diesen muß man in jeder Rücksicht verachten. Man muß daher bey der Frage über die Vereinbarkeit der Seelsorge mit der Landwirth-

schaft nicht auf die unwürdigen Mitglieder dieses Standes sehen, denn diese bleiben überall unwürdig, und werden ohne Oekonomie gewiß noch unwürdiger; sondern man muß einen Mann setzen, dem die Seelsorge vor allem am Herzen liegt, und dann die Landwirthschaftsgeschäfte, die er zugleich besorgen soll, mustern, um beurtheilen zu können, ob sie seiner Hauptpflicht hinderlich oder gar damit unvereinbar sind. Die Oekonomiegeschäfte des Pfarrers bestehen nicht in der Verrichtung wirthschaftlicher Arbeiten; er ackert, drischt und erndtet nicht selbst; sondern ordnet nur die Arbeiten an, und diese sind beym Ackerbau so einförmig, daß es, wenn alle Bauern die Arbeiten nur anordnen dürften, keine müßigere Menschenklasse geben würde, als diese wäre. Der Pfarrer giebt am Abend seinem Baumann die Weisung, was am folgenden Tage für Arbeiten geschehen sollen. Er sieht dann ein paarmal des Tages nach, ob die Arbeiten recht gethan werden. Es ist nicht nöthig, daß er vor den Arbeitern lange hinsteht, um sie zur Arbeit anzutreiben; sie lassen sich über ihre

gewöhnlichen mechanischen Bewegungen keine größere Geschwindigkeit beybringen, und was in einer gewissen Zeit nach ihrer gewöhnten Art geschehen kann, lernt man bald schätzen, um sie mit Grund erinnern zu können, wenn sie ungewöhnlich träge seyn wollten. Es fallen auch bey der Landwirthschaft keine verwickelten Fälle vor, welche die beständige Gegenwart des Meisters foderten, um immer sogleich die Entscheidung geben zu können. Wenn der Pfarrer noch beym Messen des gedroschenen Getreides und beym Abgeben desselben vom Kasten zugegen ist, und etwa noch seine Einnahmen und Ausgaben aufschreibt, so werden alle seine ökonomischen Geschäfte aufgezählt seyn. Zur Erndtezeit, wo seine Aufsicht etwas mehr nöthig ist, fallen weniger kirchliche Verrichtungen vor, um diese Zeit giebt es selten Kranke, und die Schulen haben da auch ihre Ferien.

Da nun die Landwirthschaften der Pfarrer im Durchschnitte ohnehin nicht gar groß sind, so fodern alle diese Geschäfte aufs höchste

ein paar Stunden vom Tage. Kann sich der Pfarrer auf die Treue und den Fleiß seines Baumannes und seiner Haushälterinn verlassen, so braucht er so viele Zeit nicht daran zu wenden. Allein diese Aufsicht und Anordnung der landwirthschaftlichen Geschäfte ist dem Manne, der seinem geistlichen Amte und den Studien mit Treue obliegt, vielmehr eine Erholung, als Last oder Hinderniß. Sollten denn die Pfarrer den ganzen Tag am Pulte sitzen? da würden sie rechte Sauertöpfe werden, die gar nicht mehr in die Sphäre des bürgerlichen Lebens taugten. Die Oekonomie verschaft ihnen eine gesunde Bewegung, und heitert ihren Geist auf. Die Landwirthschaft giebt dem Geist immer Stoff zum Nachdenken, ohne ihn zu ermüden, immer Gelegenheit, Versuche zu machen, bald dort, bald da Verbesserungen anzubringen, Ideen zu realisiren ꝛc. Wie viele Freuden gewähret alles dieses? Sie bereichert den Geistlichen mit Kenntnissen, die ihm bey der Leitung des ihm anvertrauten Volkes die besten Dienste thun. Sie bringt ihn mit seinen Pfarrkindern in ein

näheres Verhältniß, in gleiche Lagen und Fälle, wodurch seine Belehrungen viel bestimmter, passender und menschlicher, und seine Beyspiele viel anziehender werden; er kann seinen Kirchkindern in allen Rücksichten viel mehr nützen, als wenn er mit ihnen nichts gemein hat. Selbst sein Ansehen gewinnt vieles, wenn der Pfarrer seinen Bauern auch in landwirthschaftlichen Kenntnissen überlegen ist. Der geistliche Landwirth hat daher viele Vorzüge vor dem blos gelehrten Geistlichen; denn dieser ist gewöhnlich der unerfahrenste im praktischen Leben; er weiß mit nichts als mit Buchstaben umzugehen, schwätzt den Leuten Dinge vor, die sie nicht verstehen, oder nicht brauchen können, und giebt ihnen Rathschläge, die nicht anwendbar sind. Was nützt dem Volke ein solcher blos gelehrter Stubenschwitzer, der seine Predigten und Katechesen nach den Kategorien der Schule drechselt, aber die Denkformen seiner Zuhörer, des Landvolkes, nicht kennt? Der Pfarrer, der Nutzen stiften will, muß ein praktischer Weiser seyn, der Welt- und Menschenkenntniß besitzt, und vorzüglich

sein Völklein gut kennt, das er bearbeiten soll. Je sorgfältiger man ihn aber von den Geschäften der menschlichen Gesellschaft isolirt, desto untauglicher für sein Amt macht man ihn; indem man ihm die Gelegenheit genommen hat, das zu werden und zu seyn, was er seyn soll.

§. 11.

Aber die Pfarrer klagen ja selbst immer, daß sie so viel Verdruß und Sorgen mit der Oekonomie haben, wünschen, lieber ein Fixum der Einkünfte ruhig zu geniessen, als durch die Oekonomie vor der Zeit graue Haare zu bekommen, und wohl gar ihre Lebenstage zu verkürzen!

Allerdings giebt es solche Pfarrer, die keine andere Mühe haben möchten, als den Mund zu öffnen, um die gebratenen Vögel einzunehmen. Diese Männer haben vermuthlich aus Bequemlichkeit noch nie nachgedacht, wie groß oder klein das Fixum werden könnte, und wie viele weit eindringlichere Verdrüßlich-

keiten und Erniedrigungen sie bey der Erhebung des Fixums verschlucken müßten, wie oft sie die Sorge quälen würde, ob das Fixum für das nächste Quartal werde bezahlt werden, ob sich mit dem lieben Fixum alle Bedürfnisse werden bestreiten lassen, oder was dann anzufangen seyn möge, wenn das Fixum eher sollte flüchtig werden, als der neue Zahltermin langsam heranrücken mag. Es gehört ja wahrlich nur ein kleines Nachdenken dazu, um herauszufinden, daß das Fixum weit unter den jetzigen Einkünften stehen müsse; die vielen fremden Hände, die sich dann mit dem Pfarrgut beschäftigen werden, bewegen sich ja nicht umsonst. Die Pächter oder Beamten sammt ihren Schreibern, von denen das Fixum muß erbettelt werden, werden den Söldling gar oft zur vollkommensten Reue und Leid über seine ehemalige Unzufriedenheit wegen der ökonomischen Sorgen und Verdruß bewegen. Die grauen Haare werden dann viel eher kommen als jetzt, wo man dergleichen Verdrüße mit allen Landwirthen gemein hat, und sichs leichter vom Halse schaffen kann, als die Skla-

venketten der Pächter und Beamten. Der Mensch weiß das Gute, das er genießt, selten eher zu schätzen, als bis er es verloren hat. Er heftet seine Aufmerksamkeit immer auf die kleinen Mängel, die an jeder, auch guten Sache haften, und übersieht dabey die ohne Vergleich zahlreichern guten Seiten, mit denen sie erfreut. Der alten Welt schien diese Thorheit des menschlichen Herzens so unbegreiflich, daß sie eine böse Göttinn, die Nemesis, beschuldigte: sie bewirke jenes Hinschielen auf die Mängel des Guten, um den Menschen den frohen Genuß desselben zu verderben, und sie mitten im Glücke unzufrieden zu machen. Die ökonomiescheuen Pfarrer mögen wohl auch von dieser bösen Göttinn geneckt werden, ohne daß sie es selbst wissen. Doch wenn sie der Landwirthschaft gar keinen Geschmack abgewinnen können, oder die Sorgen und Verdrüsse, die damit verbunden sind, ihnen ganz unerträglich vorkommen; so ist ja ein Mittelweg übrig, ohne daß es nöthig ist, die gute Sache für alle Amtsnachfolger zu verderben. Sie können ja ihre Aecker in Zeitpacht geben,

wie es zu allen Zeiten einige gethan haben. Durch die Zeitpacht werden zwar die Aecker nicht verbessert, und die Einkünfte dadurch nicht vermehrt, aber es entstehen doch die Nachtheile nicht, welche die Erbpacht verursacht, und die alle Nachfolger treffen. Die Erbpachten haben bey den Protestanten den Ruin der besten Pfarreyen bewirkt *), indem die Pachtschillinge immer dieselben bleiben, obschon die Preise aller Naturalien seither fast um die Hälfte erhöhet wurden. Würde wohl bey uns die nämliche Ursache eine andere Wirkung hervorbringen?

§. 12.

Auch die Streitigkeiten und Prozesse, in welche der Pfarrer mit seinen Pfarrkindern wegen der Landwirthschaft verwickelt werden kann, will man für einen so wichtigen Punkt halten, daß man das desperateste Mittel dagegen anzurathen keinen Anstand nimmt; näm-

---

*) Ueber die Erbkontrakte der Prediger. Schwerin und Wismar, bey Bödner, 1797. 8.

lich den Gebrauch des Feuers und Lichtes zu verbieten, damit so leicht kein Brand entstehen möge. Man sollte glauben, es liege wenigstens ein Drittheil von allen Pfarrern mit ihren Pfarrkindern wegen der Oekonomie in Prozessen verwickelt. Allein es ist ein höchst seltener Fall; denn die bessern Pfarrer wissen wohl, welche Nachtheile sowohl für ihr geistliches Amt, als ihren ökonomischen Zustand und ihre Ruhe aus solchen Prozessen fliessen, und dulden daher lieber manches Unrecht, übersehen viele Beschädigungen um des Friedens willen. Trifft aber dieser seltene Fall ein, und sollte der Pfarrer alles Zutrauen seiner Gemeinde verlieren, weil doch die Bauern nicht prozeßiren können, ohne den Gegentheil von ganzem Herzen zu hassen; so kann ja der Pfarrer, wenn er eine gerechte Sache vertheidigte, auf eine bessere, widrigenfalls auf eine schlechtere Pfarre versetzt werden, oder selbst zu permutiren trachten. Den Streitigkeiten und Prozessen ist der Pfarrer durch Verpachtung, besonders durch die Erbverpachtung des Pfarrgutes, ohne Vergleich mehr ausgesetzt, als

durch die eigene Bewirthschaftung desselben. Wer hierüber zweifelt, lese obiges Buch: „Ueber die Erbkontrakte der Prediger," wo er eine Menge geschichtlicher Belege darüber finden wird, aus denen nicht nur allein ersichtlich ist, daß durch die Erbpachten die Hälfte der Einkünfte für den Pfarrer verloren gehet, sondern daß er um die andere Hälfte auch noch immer zu prozessiren gezwungen ist. Wenigstens sollte man aus dem Schaden anderer klug werden.

§. 13.

Die Geistlichen, sagt man ferners, sind in Städten unter den Büchern aufgewachsen; sie verstehen die Landwirthschaft nicht, und können daher den Nutzen daraus nicht ziehen, den ein verständiger Landmann dem Acker abgewinnen würde, viele verderben deswegen bey ihrer Wirthschaft.

Wieder mehr Schein als Wahrheit. Die jungen Geistlichen verstehen auch gar vieles von dem nicht, was zum Practischen in ihrem geist-

lichen Amte gehört; denn es ist seit Seneca's Zeiten noch immer gebräuchlich: Inutilia addiscimus, necessaria nescimus. Es muß nachgelernt werden, was man nicht weiß, und doch zu wissen nöthig hat. Die ökonomischen Kenntnisse kann jeder Geistliche gar bequem sich einsammeln, denn ehe er Pfarrer wird, ist er gewöhnlich viele Jahre Kaplan gewesen. Wenn er nicht der gedankenloseste und unachtsamste Mensch war, so muß er sich ja in diesen Jahren hinlängliche Kenntnisse von einer ordentlichen Wirthschaft erworben haben. Sollte er sich auch in diesen Jahren den Fehler der Unachtsamkeit haben zu Schulden kommen lassen, oder diese Zeit in einer hochadelichen Kinderstube verlebt und daher keine Gelegenheit gehabt haben, über solche triviale Dinge, wovon man lebt, Kenntnisse zu erlangen; so müßte er ja doch einen äusserst schwachen Verstand besitzen, wenn er das, was jeder Bauer leicht begreift, nicht bald lernen sollte. Er hat doch Meister in dieser Kunst genug um sich, er darf nur auf die Verfahrungsart dieser merken, um vorerst den

gewöhnlichen Gang der Geschäfte zu kennen; dann wird ihm sein im Denken geübter Verstand bald die Mängel aufdecken, die verbessert werden können. Diese angebliche Unerfahrenheit der Geistlichen in der Landwirthschaft ist daher ganz unbedenklich; vielmehr ist zu erwarten, daß die Pfarrer zur Verbesserung der Landwirthschaft sehr viel beytragen werden. (§. 6.) Es ist deswegen ganz unwahrscheinlich, daß Pfarrer wegen Mangel an hinlänglichen ökonomischen Kenntnissen in Schulden und Noth gerathen. Man forsche nur nach, wenn hie und da einer, ohne besondere Unglücksfälle, in Schulden versinkt; ohne viele Mühe wird man eine ganz andere Ursache seines Verderbens, als die ökonomische Unwissenheit, finden. Entweder ist er ein zu gutmüthiger Mann, der sich von seinen unersättlichen Anverwandten, Schmarozern u. s. w. alles abschwätzen läßt; oder er ist ein Verschwender, Schlemmer, oder eitler Narr, der mit der Probstey Altenöttingen eben so gewiß verderben würde, als bey seiner Dorfpfarre. Es verräth daher eine große Verdorbenheit des

menschlichen Herzens, oder wenigst eine thörichte Verliebtheit in vorgefaßte Plane, daß man immer die Thorheiten einzelner Mitglieder zum Maasstab bey der Beurtheilung ganzer Stände nimmt.

§. 14.

Die Gegner der Pfarrökonomien sind mit ihren Scheingründen noch nicht zu Ende. Die große Geldsumme, die nicht selten zur Uebernahme einer Oekonomiepfarre erfodert wird, wissen sie nicht herbeyzuschaffen, ohne großen Schaden für die intellectuelle und sittliche Ausbildung des Geistlichen. Der Kaplan, sagen sie, muß nur aufs Geldsammeln denken, um einst eine Oekonomiepfarre übernehmen zu können. Er bedient sich deswegen oft niedriger Mittel, und verwendet nichts auf Bücher, womit er seinen Geist bilden könnte; und doch muß er noch zur Uebernahme der Pfarre Schulden machen, und kann daher auch als Pfarrer nichts auf seine Geistesbildung verwenden.

Es ist wahr, daß bey großen Oekonomie-pfarren eine Summe von 2 — 3000 fl. und darüber erfodert wird. Doch solche Pfarreyen giebt es nicht viele; sie werden auch gewöhnlich den Adelichen und Reichen zu Theil. Es kann aber auch ein Kaplan, wenn er die gewöhnlichen Dienstjahre nicht überspringt, sich eine beträchtliche Summe ersparen. Was ihm zur Uebernahme einer Pfarre noch mangelt, leihen ihm seine Verwandten oder andere gute Freunde; viele besitzen auch ein Erbgut. Bey einer ordentlichen Wirthschaft läßt sich dann diese kleine Schuld nach und nach leicht abtragen, ohne daß der Freund der Litteratur deswegen seinen Geist wird darben lassen. Eben so wenig wird der Kaplan, dem es mit seiner weitern Ausbildung Ernst ist, Mangel an nöthigen Büchern leiden. Er selbst wird jährlich eine kleine Summe auf diesen Artikel verwenden, und leicht mehr Bücher, als er lesen kann, zum Gebrauch von andern erhalten. Denn heut zu Tage giebt es viele Pfarrer und Beamte, die ansehnliche Büchersammlungen besitzen, und damit gerne einen jungen Mann,

der Lust dazu zeigt, unterstützen. Werden aber die Pfarrer in Söldlinge verwandelt, dann mag freylich alles Bücherkaufen bey ihnen ein Ende haben; denn wenn alle Rubriken für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse werden berechnet seyn, so werden ohnehin die Ausgaben höher, als die Einnahmen stehen, und für die geistigen Bedürfnisse des armen Mannes nichts übrig lassen.

§. 15.

Man will endlich bemerkt haben, daß sogar bey den Geistlichen die Sittlichkeit, und die feinere Lebensart, die man von ihrem Stande zu erwarten berechtigt ist, durch die Besorgung der Landwirthschaft großen Schaden leide. Denn die beständige Aufmerksamkeit auf jeden kleinen Gewinn oder zu befürchtenden Schaden, die bey der Oekonomie nothwendig ist, mache ihnen jeden Erwerb so werth und lieb, daß sie geizig und kleindenkend werden. Und der beständige Umgang mit dem rohen Volke, den die Besorgung der Oekonomie fodert, verwische von ihren Sitten

alle

alle Politur, daß man oft Mühe habe, den Pfarrer von dem Bauern zu unterscheiden.

Nichts ist sonderbarer, als dieser Einwurf. Die natürlichste und edelste Beschäftigung des Menschen, die Landwirthschaft, soll den Geistlichen unsittlich machen? Nur den Geistlichen, oder jeden Menschen, der sich damit abgiebt? Das Letzte wird schwerlich jemand behaupten, sonst müßte der Geiz ein allgemeines Laster der Landwirthe seyn. Also nur den Geistlichen macht die Landwirthschaft geizig und kleindenkend. Ich kann mit allem Nachdenken zwischen dem geistlichen Landwirth, und dem Geize und der Kleindenkerey keine nothwendige Verbindung entdecken. Der Vorwurf des Geizes wird wohl den Geistlichen oft gemacht, er mag auch wohl hie und da einem mit Recht gemacht werden; allein die Landwirthschaft ist daran gewiß unschuldig. Der eigentliche Grund des Vorwurfes liegt größtentheils darinn, daß so viele von dem Geistlichen empfangen wollen, und den Empfängern jede Gabe zu klein zu seyn scheint. Die Anverwandten legen ihrem

geistlichen Bruder oder Vetter oft zuerst das Prädikat des Geizigen bey, weil sie ihn für ein ihnen angehöriges Kapital ansehen, das ihnen Wucherzinse eintragen soll. Diesen folgen die Schmarozer aller Art, die auf des Pfarrers Kosten schwelgen möchten; dann kommen die Schuldenmacher, für die der Pfarrer wirthschaften und sparen soll, und eine Menge anderes Gesindel, das an ihm saugen will. Dieses undankbare Volk ist nicht zu befriedigen. Die Unersättlichkeit dieser Leute wird die weise Wohlthätigkeit des Pfarrers immer als Geiz verschreien. Wenn die Geistlichen mit Geldbesoldungen den Haushalt besorgen müßten, dann würde wohl ihre höchstnöthige Häuslichkeit nicht mehr vom Geiz zu unterscheiden seyn; dann würden sich viele zu niederträchtigen Erwerbsmitteln herabwürdigen; dann würden sie kleindenkend, kriechend und verächtlich werden. Denn die Armuth giebt dem Geist keinen Schwung, und dem Mann keine Würde, sondern macht niederträchtig und verächtlich.

Eben so ungegründet ist der Vorwurf der Rohheit, die eine Wirkung des häufigen Umganges mit Bauern, welchen die Landwirthschaft fodert, seyn soll.

Ist der Pfarrer ein gebildeter und würdiger Mann, so wird ihn der Umgang mit dem Volke nie beflecken, er wird sich immer mit Würde und Anstand betragen und eben dadurch die Rohheit des Volkes im Zaume halten. Nur diejenigen Geistlichen, sie mögen Oekonomie haben oder nicht, verbauren auf dem Lande, die nie verfeinerte Sitten hatten. Es wäre leicht, durch Beyspiele zu beweisen, daß gerade diejenigen Geistlichen auf dem Lande, die keine Landwirthschaft besitzen, eben deswegen, um die lange Weile zu vertreiben, desto fleißiger in die Wirthshäuser gehen, und da beynahe so roh und ungeschliffen, wie manche Bauern (denn alle sind es auch nicht) werden. Uebrigens ist ein mäßiger und vernünftiger Umgang mit dem Volke dem Geistlichen zur rechten Führung seines Amtes nöthig; denn ohne diesen wird er mit der Denkungsart, den Maxi-

men und der Handlungsweise desselben nicht bekannt, und wird dann immer für andere Leute predigen, als er vor sich hat.

§. 16.

Dieses sind nun die Gründe, die zureichend seyn sollen, eine in allen Rücksichten vortrefliche Einrichtung zu zerstören und dafür eine Anstalt zu machen, die nicht nur die Mängel, welche man der alten Verfassung vorwirft, nicht beseitiget, sondern manche davon noch vergrößert, und neue höchst bedenkliche Gebrechen hinzufügt. Will man dem Weltpriesterstande im Ernste aufhelfen, und von ihm das wohlthätigste Einwirken auf Sittlichkeit und Religion der Menschen, zu dessen Erwartung sein Zweck allerdings berechtiget, fodern; so muß man ja gewiß nicht damit anfangen, diesem Stande auch noch den letzten Reiz eines ordentlichen Unterhaltes, den er noch hat, zu nehmen. Es entschliessen sich jetzt ohnehin schon wenigere brauchbare Jünglinge zum kirchlichen Lehramte, als dazu nothwendig sind. Welcher Jüngling von Talenten würde

dann noch in diesen Stand treten wollen, wenn auch noch Armuth damit verbunden wäre? Man sagt zwar, die Reichthümer hätten die Geistlichen verdorben; allein unter diesen Geistlichen sind nicht die Pfarrer zu verstehen. Diese haben nie so reiche Einkünfte besessen, daß sie davon hätten üppig werden können. War auch hie und da eine Pfarre, die mehr eintrug, als eben zum Unterhalte des Pfarrers nöthig war, so wurde sie bald mit einer schweren Pension für jene hohen Geistlichen belegt, die von den Reichthümern, wie man sagt, verdorben wurden. Das geschah vermuthlich, um den sogenannten niedern Clerus vor einem ähnlichen Verderben zu verwahren. Die Seelsorger verlangen nicht reich zu seyn, aber sie sollen auch nicht darben. Ihr Amt fodert einen frohen und heitern Geist, und die Dürftigen Unterstützung von ihnen; die Landwirthschaft setzt sie in Stand, froh und wohlthätig zu seyn. Denn unter allen Mitteln des Erwerbes ist keines besser, ergiebiger, angenehmer, eines Menschen und eines Edeln würdiger, als der Ackerbau.

Nachschrift.

Der Verfasser dieser Schrift ersuchet die Leser, die Landwirthschaft des Pfarrers nicht mit der Zehend-Abgabe zu verwechseln. Er wollte vorerst nur den Nebel zerstreuen, der sich neuerdings über der Landwirthschaft des Seelsorgers gelagert hat; die Angelegenheit der Zehenden hält er einer besondern Untersuchung werth und auch bedürftig.

Er schließt mit dem Wunsche:
Es lebe Wahrheit, Freymüthigkeit, Gerechtigkeit!

Bemerkungen

über das

Concordat

zwischen

der französischen Regierung

und

dem päbstlichen Stuhle

vom J. 1802.

1802.

12

Vorerinnerung.

Endlich hat es dem eben so geschickten, als glücklichen General Buonaparte gelungen, den Frieden nach einem langwierigen, und in jeder Rücksicht schrecklichen Kriege der Welt zurück zu geben: eine Wohlthat, die des Friedensstifters Namen verherrlichen, und nicht nur das Land, dem er als erster Consul vorsteht, sondern alle Menschenfreunde überhaupt, mit innigstem Danke erfüllen muß.

Allein damit hätt' er noch bey weitem nicht alles gethan. Diese Wohlthat wäre nicht bleibend gewesen. Er mußte den Frieden durch Zurückführung der Religion in sein Vaterland, befestigen, und so das Glück seiner Nazion vollends begründen.

Einige kurzsichtige, sich Philosophen dünkende Menschen, oder auch übelgesinnte, die ihre alles zerstörenden Plane unter der Maske der Philosophie künstlich verbargen, wollten glauben machen,

 daß

daß nur alsdann wahre Glückseligkeit in einem Staate herrschen könne, wenn aller äußere Kultus daraus vertilgt wäre. Das geschah auch in Frankreich, und die Folgen davon? Könnt' ich deren Andenken zur Ehre der Menschheit, aus dem Gedächtnisse der ganzen Welt wegwischen! Unterdessen liefern diese Folgen einen neuen Beweis, daß kein Staat ohne Sittlichkeit glücklich seyn, und wohl bestehen könne: so wenig öffentliche Sittlichkeit ohne Religion bestehen wird: wiewohl man gerne annimmt, daß einzelne Menschen auch ohne äußern Kultus sittlich seyn mögen.

Von dieser ungezweifelten Wahrheit überzeugte sich Buonaparte leicht: daher ließ ers eine seiner ersten Sorgen seyn, dieses der Menschheit wesentliche Bedürfniß in sein Vaterland zurückzuführen, nnd schloß mit dem römischen Stuhle das bekannte Concordat ab; worüber ich meine Gedanken freymüthig äußern will.

Bemerkungen übers Concordat.

Es ist also die öffentliche Ausübung der christlichen Religion in Frankreich, von der dortigen Regierung feyerlich gestattet; ein Concordat in Hinsicht auf den katholischen Gottesdienst mit dem römischen Pabste, als erstem allgemeinen Vorstande der katholischen Kirche abgeschlossen: und auch das Kirchenwesen mit den Reformirten, und Protestanten der augsburgischen Confession näher bestimmt, und auf festen Fuß gesetzt worden.

Die Regierung läßt alle Religionen zu, und schützt, und leitet deren äußern Kultus.

Die Gewissens-Freyheit ist, wie Portalis richtig bemerkt, nicht nur ein natürliches

Recht,

Recht, worauf jeder Mensch Anspruch hat, sondern auch der Staatspolitik zuträglich: weil man von jeher immer gesehen hat, daß in einem Lande, wo mehrere Religionen gleichmäßig berechtigt sind, jede stärker an seinem Kultus hängt, und sich in Acht nimmt, seine Kirche durch entehrende Handlungen zu beschimpfen, und dem Tadel des Publikums auszusetzen: daß auch bey Verschiedenheit der Religionen, die verschiedenen Partheyen aus Eifersucht gegeneinander, patriotischer handeln als in einem Lande, wo eine herrschende Religion existirt: so wie die Festsetzung einer neuen Religion in einem Lande das sicherste Mittel ist, die Mißbräuche der ältern zu bessern.

Bey dem negativen Schutze der Religionen von Seite der Regierung, setzt der Berichterstatter hinzu, es allein bewenden zu lassen, sey der Klugheit nicht angemessen, vielmehr gefährlich; weil in diesem Falle der Staat von der Verfassung dieser Religionen, von den Vorständen, Mit-

glie-

gliedern derselben, von Neuerungen 2c. keine Kenntniß nimmt: und also Manches in der Folge mitunterlaufen möchte, wodurch dem Staate großer Nachtheil zuwachsen könnte.

Eben so weise handelte gewiß die französische Regierung, daß sie weder eine herrschende, noch ausschließende Religion aufgenommen hat.

Eine ausschließende Religion ist, welche durch die Landesgesetze allein, und mit Ausschluß aller übrigen berechtigt ist, ihren Kultus öffentlich zu verrichten: eine herrschende entgegen, welche enger mit dem Staate verknüpft ist; die in politischer Hinsicht gewisse Vorrechte und Freyheiten genießt, und deren andre Religionsgenossen beraubt sind: wie dieß der Fall mit der katholischen Religion im ehemaligen Pohlen war, und es noch heut zu Tage mit der griechischen in Rußland ist.

Auf solche Weise hat die französische Regierung, indem sie alle Religionen duldet, alle schützet, alle leitet, keine zur ausschliessenden, oder zur herrschenden macht, eben so viel Klugheit, als Gerechtigkeit gegen alle Einwohner Frankreichs erwiesen: ein Muster für alle Staaten, wo menschenfreundliche Denkart, wechselseitige, christliche Verträglichkeit, wissenschaftliche, und moralische Kultur, Eifer, Trieb, und Bestrebsamkeit nach Besserwerden und Bessermachen ꝛc. aufblühen sollen.

Mit den Reformirten und Lutheranern mag wohl dieses Geschäft wenigen Schwierigkeiten unterworfen gewesen seyn.

Die Protestanten überhaupt haben kein auswärtiges Oberhaupt, keine Hierarchie, wie die Katholiken, keine Klöster und Klosterleute, die mit Rom in engster Verbindung stehen; im Lande, wo sie sich aufhalten, ungeheure Summen Gelds durch alle nur erdenkliche Mittel zusammen raf-

ken, und selbes dorthin im Stillen schikken. — Die Geistlichkeit der Protestanten macht sich eine Ehre daraus, Staatsbürger zu heißen; ist immer dem Bedürfnisse der Pfarrgemeinden genau angemessen; überzählige, unnütze, müßige, bloß vom Messelesen lebende Priester kennt sie keine. Ihre milden Stiftungen sind entweder zur Hülfe der Armuth, der leidenden Menschheit, oder zu Erziehung der Jugend da.

Ganz anders und viel bedeutender sieht es mit dem Katholizism aus. Ein auswärtiges, mächtiges Oberhaupt, dessen Ansehen und Gewalt sich auf das Gewissen vieler Millionen Menschen in allen bekannten Welttheilen erstrecket. — Gregors VII. und andrer Päbste von gleichem Schlage fürchterliche Grundsätze und Anmaßungen. — Ihr Betragen gegen Kaiser, Könige und Fürsten. — Des weisen Salamo's noch weisere Erinnerung, daß nichts Neues auf Erden sey, und immer das Alte über lang oder kurz unter einer andern Gestalt wiederkehre rc.

Eine mächtige, glänzende Hierarchie — Kardinäle — Patriarchen — Metropoliten — Bischöfe — Domherrn — mit einem ungeheuern Schweife von vielen tausend Mönchen und Nonnen aller Gattungen, lauter Trabanten, die sich stets um ihren Planeten drehen, und nur für und mit ihm existiren.

Diese wichtige Bedenklichkeiten konnten dem scharfsichtigen Portalis nicht entgehen. — Freylich meynt er, man hätte sich von einem ausländischen Oberhaupte, den das Volk nicht sieht, wenig zu fürchten. Es könne sein Ansehen nie, wie ein inländisches, nazionalisiren. Es finde in den Vorurtheilen, in den Sitten, im Charakter der Nazion, zu der er nicht gehört, keinen Zuwachs seines Ansehens. Es würde ohnmöglich Foderungen machen können, ohne Eifersucht zu erwecken. Es sey durch die Sorgen seiner allgemeinen Verwaltung von dem Gedanken einer besondern Herrschaft stets zerstreut. Man könne ihm

durch

durch die Mittel, welche das Völkerrecht an die Hand giebt, Einhalt thun, Mittel, die, wenn man sie gehörig anzuwenden weiß, nur von außen wirken, und die Gefahren, und das Aergerniß eines bürgerlichen und religiösen Kriegs zugleich, dem Inlande ersparen.

Ferner rechnet der Vortragmacher auf die in Frankreich herrschende Philosophie, auf die Einsichten der französischen Geistlichkeit, auf die Beherzigung ihres eigenen Interesse; und macht am Ende den Schluß damit, daß der Einfluß des Pabstes, wenn man selben gehörig beschränkt, der Regierung nie lästig seyn könne.

Die Gründe, welche Portalis hier anführt, sind in meinen Augen nichts weniger als überzeugend. Er muß dieß wohl selbst eingesehen haben: allein es lag nicht in seinem Plane, gerade heraus zu sagen, warum man es nicht genauer mit dem Pabste genommen habe.

Das Schisma der französischen Geistlichkeit unter sich — die aus Frankreich entlaufenen Bischöfe, welche ihrem reälen, oder vermeyntlichen Rechte auf ihre bischöflichen Sitze in Frankreich nie freywillig würden entsagt haben, deren einige sich feindselig gegen ihr Vaterland im Auslande bezeigten, und die man folglich ohne Gefahr, und Nachtheil des Staats nicht wieder hätte einsetzen können. — Der allgemeine Nazional-Wunsch in Hinsicht auf politischen und religiösen Frieden — allgemeiner Mangel an Moralität — Gefahr für die innere Ruhe ꝛc. riethen der französischen Regierung nachzugeben.

Wahr ists, man hätte den itzigen Pabst, wie seinen Vorfahrer seiner Länder berauben, und ihn etwa auch als Gefangenen nach Frankreich schleppen können; aber dadurch wäre die Spaltung zwischen der französischen Geistlichkeit noch nicht gehoben gewesen; die ausgewanderten Bischöfe hätten ihren Sitzen in Frankreich um desto

weni-

weniger entsagt; und die Sittlichkeit wäre durch die Zögerung desto mehr in Verfall gekommen.

Bey alle dem glaub' ich, man hätte mehr Sorgfalt anwenden können, und sollen, um den römischen Hof zu hindern, sich nach einigen Jahren nicht etwa wieder den nämlichen Einfluß ins französische Kirchenwesen, und dadurch in den Staat, den er in den vergangenen Zeiten hatte, zu verschaffen. So aber werden wir wahrscheinlich bald wieder einige der französischen Erzbischöfe mit dem Cardinals-Purpur geziert sehen. Bald werden wieder Domkapitel mit prächtigen Domherrn dastehen. Und es kann kaum fehlen, daß der Zuwachs an geistlichen Gütern im Kurzen sehr ansehnlich seyn wird. — Wie gerne schenkt man das hin, was man ohnedem nicht länger nützen kann; und dieß vorzüglich an Geistliche, die uns mit ihren Opfern, und Gebethen jenseits des Grabes helfen können. — Selbst viele

Er-

Erwerber der geistlichen Güter werden sich, ohngeachtet der päbstlichen Erklärung von der Rechtmäßigkeit ihres Eigenthums nicht ganz überzeugen können, und die Güter dorthin zurückgeben, woher sie kamen.

Daß die Schankungen, die man zum Unterhalte der Geistlichen, oder zur Ausübung des Kultus macht, nur in Staats-Renten bestehen können, versichert zwar der Republik die geschenkten Kapitalien: allein die davon abfallenden Zinsen müssen ja doch, wenn ichs recht verstehe, an die Geistlichkeit jährlich hinüber gezahlt werden: und so ists möglich, daß die Geistlichkeit nach einigen Jahren viele Millionen an jährlichen Zinsen von der Republik zöge: und so hätten wir wieder eine sehr reiche, und zugleich, welches immer der Fall ist, übermüthige Geistlichkeit. Oder wollte man ihr ihren Reichthum auf ein neues nehmen? Je nun: das wäre freylich jedesmal eine hübsche Finanz-Operation. Allein zuletzt würden sich die gut-

müthigen Gläubigen hübsch bedanken, und nichts mehr herschenken: außer sie sähen, daß man den Ueberfluß jedesmal zu andern mildthätigen Zwecken verwendete.

Wenn Portalis auf die dermalen in Frankreich herrschende Philosophie rechnet, so hätt' er sich erinnern sollen, daß auch einst zu Athen Licht war, wo izt mitternächtige Finsternisse wohnen.

Und die Einsichten, die helle Denkart der französischen Geistlichkeit! Der Franzose mag seine Landsleute besser, als ich Ausländer kennen: und die in Frankreich zurückgebliebenen Geistlichen müssen ganz andre Leute seyn, als die ausgewanderten, deren ich viele kannte; aber bey ihnen fast durchgängig eine Unwissenheit fand, die man wahrlich kaum vermuthen sollte: selbst die Nämen der besten Schriftsteller, ihrer Landsleute, sind vielen unter ihnen unbekannt. — Einige Stellen aus Voltaire, Rousseau, Marmontel; einige Verse aus Lafontaine,

Di-

Diderot &c. sammt einer armseligen Casuistik machen gewöhnlich ihre ganze Wissenschaft aus. — Keine Kenntniß von der Kirchengeschichte, keine von einem gründlichen Kirchenrecht.

Und ihre Religionsbegriffe, diese sind oft sehr abentheuerlich, so, daß mir mancher aus ihnen im vollesten Ernste, und mit einer unanständigen Hitze betheuerte, es könne die katholische Religion nach Frankreich nicht wieder zurückkehren, bis nicht der Königsthron hergestellt sey: und alle Geistliche, die unter der Republik sich würden brauchen lassen, wären wahre Schismatiker.

Wahr und richtig ist es unterdessen, was Portalis sagt, daß der Einfluß des Pabstes, wenn man ihn gehörig beschränkt, den weltlichen Regierungen nie lästig seyn könne: allein aber eben dieses ists, was man in Frankreich bey Abschliessung des Concodats mit Rom vergessen zu haben scheint.

Ge-

Gewisse von allen gelehrten Katholiken, und namentlich von den Franzosen, seit langer Zeit mit aller Gründlichkeit verfochtene Grundsätze hätte man gegen den römischen Hof geltend machen, und auf ewig festsetzen sollen: und so wäre der Einfluß des Pabstes auf das Wohl weltlicher Staaten unschädlich geworden.

Der Pabst ist und bleibt nach der allgemein angenommenen katholischen Lehre das sichtbare Oberhaupt der ganzen katholischen Kirche. Er ist der Mittelpunkt der Einigkeit; hat bey allgemeinen Kirchenversammlungen den Vorsitz, und leitet selbe; beobachtet, und beschützet genau die von allgemeinen Kirchenversammlungen gemachten Verordnungen in Hinsicht auf Lehrsätze, und ächte, reine, im christlichen Alterthum gegründete Kirchenzucht; ist aber nicht Herr der Kirchenversammlungen, sondern den Aussprüchen derselben, wie alle andre Kirchenvorstände, unterworfen. Ueberhaupt heftet er sein unverrück-

tes Augenmerk auf die ganze, katholische Kirche: und theilet also mit allen übrigen Bischöfen die Sorgen fürs allgemeine Episcopat.

Alle übrigen Vorrechte, die ihm Isidors Dekretalen, deren Betrug seit vielen Jahren entdeckt, und allgemein bekannt ist; oder die Despotie einiger seiner Vorfahrer in den Zeiten der Unwissenheit eingeräumt haben, müssen aufhören, und davon darf kein Gebrauch mehr gemacht werden. — Das wahre Ansehen des Vaters aller katholisch Christgläubigen würde dadurch nichts verlieren; die katholische Religion aber unendlich dabey gewinnen. Sie würde einfacher, liebenswürdiger werden: und die weltlichen Regenten hätten keine Ursache mehr, gegen die geistliche Macht mißtrauisch zu seyn.

Die in die katholische Hierarchie eingeschobenen Exarchen, Patriarchen rc. mögen ins Orient, wo sie ihren Ursprung genom-

nommen haben, gleichwohl wieder zurücke wandern.

Leidentlicher sind die Metropoliten, obwohl auch eine blos menschliche Erfindung. Man kann sie im Grunde wohl entbehren; denn auch der Senior, oder Subsenior unter den Bischöfen in einem Lande könnte gar wohl die Stelle des Metropoliten ersetzen: und Portalis würde in seinem Rapport, wenn er die kleine Schrift, die nach den Grundsätzen des Embser Congresses vertheidigten Gerechtsamen der Bischöfe gegen die Erzbischöfe. Paderborn, 1789. gelesen hätte, kaum gesagt haben: l'ancienneté des Metropoles et leur *evidente utilité* pour le maintien de la discipline doivent etc.

Die Bischöfe gehören unumgänglich zur Hierarchie: sie sind von Christus alle mit gleicher Macht ohne Unterschied eingesetzt. Der obige Vorzug des Pabstes mag deßwegen hauptsächlich statt haben; weil die

Einigkeit, und die Erhaltung des Ganzen dabey gewinnen.

Ein gelehrter, tugendhafter Bischof ist ohnstreitig so wie die Zierde der Religion, also auch ein unschätzbares Mitglied des Staats. Seine Lehren von gleichförmigen Beyspielen begleitet wirken Wunder; haben unwiderstehlichen Einfluß auf alle Staatsglieder, sogar auf diejenigen, die außer der Kirche sind; verbreiten Religion, und Moral, und mit ihnen alle Gattungen bürgerlicher Tugenden.

Die Wahlen der Bischöfe, Erzbischöfe, und des Pabstes selbst geschahen in der erstern Christenheit durch das Volk, und den Klerus; und wurden hierauf von den weltlichen Regenten bestätigt, oder nach Umständen verworfen.

Die Bischofswahlen durch das Volk, und den Klerus, wären heut zu Tage wegen größerer Zahl der Gläubigen noch mehr

Un=

Unannehmlichkeiten und Unfugen ausgesetzt, als sie's in vorigen Zeiten waren. Daher liegt es in der Natur der Sache, daß die weltlichen Regenten, als Repräsentanten ihres Volks die obersten Religions-Vorstände ernennen; denn sie können und müssen am besten unterrichtet seyn, welches Subject aus ihren geistlichen Unterthanen die gehörigen Eigenschaften zu einem Amte besitzt, woran der Religion, und dem Staate ungemein viel gelegen ist.

Dieses Vorrecht übten die französischen Könige seit mehrern Jahrhunderten aus. Die itzige dortige Regierung hat sichs Nämliche in seinem Concordate mit Rom vorbehalten: und andre katholische Regenten sind im gleichen Falle.

In Deutschland verhält sichs hierin seit dem Calixtinischen Vertrage anders. Nicht die Regenten, sondern die Domkapitel wählen die Bischöfe. Was aber unsre Domherrn bey derley Bischofswahlen für

Nän-

Ränke aller Art von jeher spielten; wie selten sie das Wohl der Religion, sondern bloß ihre Familien- und Privatverhältnisse einzig und allein zur Absicht hatten, brauch' ich nicht zu erinnern, so daß ihnen schon Kaiser Friedrich der Rothbart nachstehenden derben Verweis hierüber geben mußte:

„Begnüget euch mit den Rechten, die ihr vorgefunden habt, hauptsächlich aber mit der Wahl der Bischöfe, von welcher ihr saget, daß sie nach der Vorschrift der Kirchensatzungen geschehe: doch müsset ihr wissen, daß zur Zeit, als die Kaiser die Bischöfe ernannten, es mehrere rechtschaffene gegeben habe, als itzt, wo sie gewählt werden; denn sie (die Kaiser) sahen auf Verdienste, da man itzt nach Gunst und Absichten handelt.“ Wenn schon bey Verleihungen der Bißthümer von Seite der weltlichen Regenten hie und da ein Unfug mituntergelaufen ist, so war dieß doch nur selten, und vorübergehend: und im Durch-

schnitte

schnitte genommen, wurden meistens gelehrte, tugendhafte und rechtschaffene Männer zu Bischöfen ernannt; allein seit den freyen Wahlen geschah nur zu oft das Widerspiel.

So wie die vorige, und itzige französische Regierung, und andre katholische Regenten sich das Recht, die Bischöfe zu ernennen, vorzüglich aus diesen Gründen zueignen, weil ihre Vorgänger die Stifter der Bißthümer, und sie Repräsentanten ihres Volks sind, dem diese Befugniß mit der Klerisey einst zukam; zugleich ihnen, und ihrem untergebenen Volke sehr daran liegt, daß gelehrte und tugendhafte Männer zu Kirchenvorständen gemacht werden: aus den nämlichen Gründen hätten sich die Fürsten Deutschlands dieses kostbare Recht durch den berüchtigten Calixtinischen Vertrag um so weniger je abnehmen lassen sollen, als der Pabst unbefugt war, dieses ihnen als Volks-Repräsanten und zugleich meistens als Stiftern der

Biß-

Bißthümer anklebende Befugniß durch muthwillige Excommunicationen abzutrozzen; ein Vertrag, der für unsre deutsche Fürsten schon deßwegen keine Verbindlichkeit haben kann; weil er gleich anfänglich vizios war; und man dortmals Isidors falsche Lehren, die den Pabst als Universal-Monarchen in Glaubens- und kirchlichen Sachen aufgestellt hatten, für Wahrheit ansah; Verträge aber auf Unwahrheit und allgemeinen Irrthum gebaut, nie gelten, und eben so wenig verjährt werden können.

Ist der Bischof von der weltlichen Regierung ernannt, so wird er vom Senior-Bischofe des Lands, oder vom Landmetropoliten, wenn einer da ist, zum Bischofe eingeweyht, und auf sein Amt investirt. — Dann schreibt er an den römischen Bischof, macht ihm seine Erhöhung kund; erkennt ihn als das sichtbare Oberhaupt der katholischen Kirche; bleibt mit ihm als Bruder in Communion; und ar-

beitet

beitet mit ihm, wie schon gesagt worden ist, an dem allgemeinen Episcopate.

Annaten, Pallien, Confirmations-Gelder sind schreiende Mißbräuche der römischen Curie, Mißgeburten des Mittelalters, und überlaute Beweise der italienischen Habsucht. — Kein katholischer Staat kann solche Unfüge dulden: sie schleppen das Geld unnöthiger Weise aus dem Lande.

Um sogenannte Facultates quinquenales zu Rom bitten, oder gar dafür bezahlen, ist lächerlich, und für die Bischöfe erniedrigend; denn außer den obgesagten Vorrechten des Pabstes, giebt es kein Reservat: und jeder Erz- und Bischof vermag in seiner Diözes vermöge göttlicher Einsezzung das, was der Pabst in der seinigen kann: weil sich derley Reservaten entweder der Pabst selbst, widerrechtlich beygelegt hat, oder ihm selbe von Conzilien, wobey immer die Italiäner bey weitem den größern Haufen ausmachten, beygelegt worden sind.

Dom-

Domkapitel hätte die französische Regierung nie zulassen sollen. — Wer fundirt sie? die Erzbischöfe und Bischöfe gewiß nicht; denn sie ziehen von der Republik wahrlich einen sehr mäßigen Gehalt, womit sie wenig stiften können. Also müssen sich die Domkapitel von den milden Beyträgen der Gläubigen stiften; und manches Kapital, das sonst armen Anverwandten zugekommen wäre, oder nach dem neuen Styl, wenigstens die Interessen davon werden künftig den Domherrn zufallen, und üppigen Geistlichen zum schwelgen dienen.

Und wozu denn Domkapitel? Episcopus cum sacerdotibus suis (mit seinem Kaplan und Archivar) machten einst das ganze Domkapitel des Bischofes aus. — Gewiß: ein fleißiger und thätiger Erzbischof und Bischof werden mit 2 oder 3 Vikären die Geschäfte ihrer Sprengel ohne große Mühe besorgen: nur muß sich die bischöfliche Sorge nicht auf weltliche Dinge, sondern bloß auf geistliche beschränken. — Sorge

ge für die Diözes, Aufsicht auf Kirchendisciplin und den Klerus, Predigen, Ausspendung der Sakramente, Herstellung und Erhaltung des christlichen Friedens, Aussöhnung der Feinde, Dürftige zu unterstützen, Leidende zu trösten, aufzumuntern ꝛc., das sind des Bischofes vorzügliche Pflichten: und zu deren Erfüllung braucht er kein Domkapitel.

Päbste, Erzbischöfe und Bischöfe nach solchem Zuschnitte, und unter obigen Beschränkungen wären wahre, ehrwürdige Väter der Gläubigen, Zierden der Religion, frey von Vorwürfen des Eigennutzes, und der Herrschsucht, und einzig und allein dazu geeignet, Ruhe und Seligkeit in der Kirche sowohl als im Staate zu verbreiten, und zu unterhalten. — Dahin hätte man bey Abfassung des Concordats mit Rom, sein Augenmerk wenden, und dieß vor allem berichtigen, und ins Reine bringen sollen. Alles Uebrige ist kleinliche Kleinigkeit.

Das nothwendigste Bedürfniß, um einen Nachwuchs von gesitteten, und gelehrten Geistlichen zu erhalten, sind ohnstreitig die Klerikal = Seminarien.

Hierüber hat die französische Regierung verordnet, die Bischöfe sollten über die Einrichtung ihrer Seminarien Vorschläge entwerfen, und selbe dem ersten Consul vorlegen. Auch hätten die Lehrmeister dieser Seminarien die von der französischen Geistlichkeit im J. 1682 gethanene, und durch einen königlichen Befehl im nämlichen Jahre publizirte Erklärung zu unterzeichnen, und sich zu verpflichten, die darin enthaltenen Sätze zu lehren. Außer diesem müssen dem Staatsrathe, der über die gottesdienstlichen Angelegenheiten Vortrag macht, alle Seminaristen, die sich dem geistlichen Stande widmen wollen, angezeigt werden.

Mit alle diesem ist für die Erziehung junger Geistlichen noch nicht hinlänglich gesorgt.

sorgt. — Nicht bloß unter der Aufsicht der Bischöfe, sondern vorzüglich des Staats müssen die Klerikal-Seminarien, wenn etwas Gedeihliches für Staat und Religion herauskommen sollte, stehen. Ein Erziehungsplan kann sehr gut aussehen; aber etwa aus Unwissenheit, oder aus geheimen Absichten schlecht, sehr schlecht befolgt werden.

Und warum müssen denn die Lehrer der Klerikal-Seminarien die Erklärung der französischen Geistlichkeit von 1682 unterzeichnen, und sich verbinden, ihre Zöglinge nach dieser Erklärung zu unterrichten? Die 4 Artikel dieser Erklärung sind folgende:

1. Daß der Pabst in weltlichen Dingen über keinen unabhängigen Potentaten etwas zu befehlen habe; und daß er keinen dergleichen Fürsten absetzen, und seine Unterthanen von dem Eide der Treue, die sie ihm geschworen haben, lossprechen könne.

2. Daß die Kirchencanonen des constanzischen Conziliums von der Gewalt der allgemeinen Kirchenversammlungen über den Pabst ihre Kraft und Stärke haben sollen; und daß die französische Kicche niemal denen Gehör gebe, die da sagen, daß diese Kirchencanonen zweifelhaft seyen; oder daß sie nur bey Gelegenheit einer Kirchenspaltung können geltend gemacht werden.

3. Daß die Ausübung der päbstlichen Gewalt durch die Freyheiten und Rechte jeder Nazion, und durch die Kirchencanonen eingeschränkt werden müsse: und daß also die Freyheiten, Gewohnheiten und Reichsgesetze der französischen Kirche aufrecht bleiben.

4. Daß in Glaubenssachen der Ausspruch des Pabstes ohne Einwilligung der Kirche nicht unfehlbar oder untrüglich sey.

Diese Vorsicht von Seite der französischen Regierung verräthet sehr deutlich den Zweifel, ob Rom sein ehemaliges Monarchen-System wirklich und im Ernste aufgegeben habe: und setzt zugleich die Furcht voraus, die heilige Curia romana möchte in der Folge der Zeit auf den Einfall kommen, ihre ältern Foderungen aufzuwärmen, und dadurch Religion und Staat in Gährung zu bringen. — Wenn dieser Zweifel, und diese Furcht die französischen Machthaber nicht wirklich im Stillen beunruhigt hätten; so wäre die Erklärungs-Unterschrift von Seite der Seminarien-Lehrer unnütz und zwecklos.

Aber ist der Damm, den man hier den päbstlichen Anmaßungen entgegen setzt, nämlich die Unterschrift von Seite der Seminarien-Lehrer, auch stark genug, dem Strome für alle Zukunft zu widerstehen? Die Bischöfe sind die Aufseher und Leiter der Klerikal-Seminarien. Die Seminarien-Lehrer stehen unter ihnen, und sind

wahrscheinlich lauter Geistliche. — Der Vortragmacher in kirchlichen und Seminarien-Angelegenheiten sitzt in Paris. — Ists schwer, daß Rom einige Bischöfe in sein besonders Interesse ziehe? und dann?

Das Cölibatgeboth, welches die französische Regierung seiner katholischen Geistlichkeit auf dem Nacken hat liegen lassen, entschuldigt Portalis dadurch, daß die Verordnung, welche den katholischen Priestern die Ehe verbiethet, alt ist — daß Menschen, die dem Dienste Gottes gewidmet sind, in Achtung bey andern Menschen seyn müssen — daß es in einer Religion, die von ihren Priestern eine gewisse, körperliche Reinigkeit fodert, gut ist, wenn sie sich von allem enthalten, was sie eines Mangels an dieser körperlichen Reinigkeit verdächtig machen könnte — der katholische Kultus fodre eine anhaltende Arbeit, und stäte Aufmerksamkeit: weßwegen die Regierung dafür gehalten habe, sie müsse die katholische Geistlichkeit der Familien-

Sor-

Sorgen überheben. — Endlich liebe das Volk in den Verordnungen, welche die Sitten der Geistlichen angehen, alles, was das Gepräge der Strenge trägt: wie man denn in den letztern Zeiten das geringe Zutrauen gegen die verheuratheten Priester gar deutlich wahrgenommen habe.

Niemand sey gezwungen, sich dem Priesterthume zu widmen. Diejenigen, die sich dazu bestimmen wollen, hätten bloß ihre Kräfte über das Opfer, das man von ihnen fodert, zu prüfen. Sie seyen frey. Das Gesetz beunruhige sie nicht: indem selbes sie zu uneingeschränkten Herrn ihres Schicksals mache.

Der Priester-Cölibat könne für die Regierung nicht beunruhigend werden; weil die Klasse der Geistlichen nicht zahlreich seyn wird: indem man die Klöster, Kapitel, und andere geistliche Männer- und Weiber-Gesellschaften, welche den Menschen vom Ehestande, und andern

nützlichen Arbeiten entfernen, abgeschaft habe.

Portalis schließt seine Cölibats-Apologie damit, daß er sagt:

Einerseits lassen wir nur so viele Geistliche zu, als zum Gottesdienste nöthig sind: dadurch wird die Zahl der ehemaligen Cölibateurs sehr gemindert. Andrerseits ist selbst für die Geistlichen, die wir beybehalten, und die sich nach den canonischen Gesetzen der Ehe enthalten müssen, nach den bürgerlichen Gesetzen die Ehe kein trennendes Hinderniß: sie mögen heurathen; und ihre Kinder sind ehelich. Freylich würden sie durch solche Ehen sich der Gefahr geistlicher Strafen aussetzen: dessen ohngeachtet genössen sie die Familien- und bürgerlichen Rechte; aber von Ausübung des Priesterthums müßten sie sich enthalten: und auf solche Weise habe man die Stärke der Kirchendisciplin erhalten, ohne die Freyheit, und alle von den

Staatsgesetzen zugesicherten Vortheile der Individuen hinzuopfern. Allein es wäre unrecht gewesen, weiter zu gehen, und mit der französischen, katholischen Geistlichkeit, als solcher, eine Ausnahme zu machen: eine Ausnahme, die sie bey allen katholischen Völkern, und selbst in Frankreich, wo sie den Religions-Kultus ausübet, in Geringschätzung gesetzt hätte.

So weit Portalis über die Beybehaltung des Priester-Cölibats. — Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich bey Durchlesung dieses Raisonnements kaum meinen eigenen Augen trauen konnte. — Wie Portalis, ein Mann, der mit den besten Kirchen-Geschichtschreibern seiner Nazion, wie Talon, Fleury bekannt ist, so reden konnte.

Das Eheverboth für die katholischen Geistlichen ist alt. — Aber hört denn die Sünde auf, Sünde zu seyn, weil sie alt ist?

Der Priesterstand muß bey den Laien in Achtung stehen. — Wenn der Geistliche gelehrt und tugendhaft ist, wird ihn die ganze Welt ehren.

Die Religion verlangt von ihren Priestern eine gewisse körperliche Reinigkeit. — Aber seit wann ist denn die Ehe, die Christus der Herr sogar zu einem Sakramente erhoben hat, unrein?

Der katholische Kultus fodert eine anhaltende Arbeit, und ununterbrochene Aufmerksamkeit: daher wollte man die Familiensorgen den Dienern dieses Kultus ersparen. — Auch der nichtkatholische Kultus hat seine Verrichtungen: dessen ohngeachtet sorgen die protestantischen Geistlichen väterlich für ihre Familien; geben ihren Kindern eine gute Erziehung, und arbeiten bey alle diesem im litterarischen Fache mehr, weit mehr, als die katholischen, unbeweibten Priester.

Das Volk liebt Strenge in Hinsicht auf geistliche Sittlichkeit: und in den letztern Zeiten habe es wenig Zutrauen gegen beweibte Priester geäußert. — Ein vernünftiges, christliches Volk kann von seinen Priestern mit Recht nichts anders fodern, als einen unsträflichen Wandel in oder außer der Ehe; Bestreben nach Tugend, und Gelehrsamkeit, und getreue Erfüllung seiner geistlichen Obliegenheiten. — Und dann wie groß war wohl das Zutrauen des katholischen, französischen Volkes gegen seine unbeweibte Geistlichkeit, vorzüglich der Größern, vor der Revoluzion? Wie strenge war denn die Sittlichkeit dieser Geistlichen? und in welch hohem Grade hat sich das Volk daran erbaut?

Noch trivialer wird Portalis, da er sagt, man zwinge niemanden zur Annahme des Priesterstandes. — Mangel an Aussicht, sein Stückchen Brods auf eine andre Art zu gewinnen; Furcht vor der

Stadtbibliothek Augsburg

Con-

Conscription, vorm Soldatenstande; Einfluß bigotter Aeltern, Anverwandten rc. ist das nicht auch eine Gattung Zwanges?

Der Trost, den Portalis den katholischen Priestern in Frankreich giebt, daß die dortigen Landesgesetze der Ehe eines Priesters kein trennendes Hinderniß im Wege legen; daß seine Kinder als ehelich angesehen werden; und daß er auch alle bürgerliche Rechte genösse rc. Dieser Trost, sag' ich, ist wahrlich schwach; denn er müßte dem Priesterthume entsagen; hintendrein kämen etwa geistliche Censuren; er würde wo nicht öffentlich, doch gewiß heimlich die Zielscheibe der Verfolgungen von Seite der Geistlichkeit sowohl, als des überall bigotten Pöbels seyn, und nichts weiter übrig haben, als, was bey katholischen Geistlichen in Deutschland so oft der Fall ist, daß er sich mit Sack und Pack zu einer protestantischen Gemeinde flüchtete, um da Ruhe zu finden.

Eine Ausnahme endlich in diesem Stücke mit der katholischen Geistlichkeit in Frankreich zu machen, meynt Portalis gehe schon deßwegen nicht an; weil dadurch die französische Geistlichkeit bey allen katholischen Nazionen sowohl, als selbst in Frankreich in Geringschätzung fallen müßte. — Hm! diese Ausnahme, wie sie Portalis nennt, hat ja wirklich schon eine Ausnahme. Oder sind denn die beweibten, vereinigten griechischen Priester, deren es viele selbst in Rom giebt, und die da alle geistliche Verrichtungen machen, nicht wahre Katholiken?

Kurz: ich könnte Portalis Gründen, wenn sie doch diesen Namen verdienen, ganz andre Gründe aus dem Naturrechte, aus dem Evangelium, aus der Kirchengeschichte und aus der ewigen Erfahrung, die ohnstreitig die beßte Lehrerin aller Dinge ist, entgegen stellen; doch es wäre überflüßig: indem sichs von selbst aufdeckt, daß der Vortragmacher Portalis so und

nicht

nicht anders sprach, weil er so und nicht anders sprechen wollte.

Uebrigens sind nach der neuen Organisation alle Klöster abgeschafft; und alle Priester großer und kleiner Gattung müssen der Republik einen vorgeschriebenen Eid der Treue abschwören.

Und nun das Hauptresultat vom Ganzen — Frankreich hat bey diesem Concordat viel zu leicht, und ohne gehörige Rücksicht auf die Zukunft gehandelt; Rom aber mit aller Ueberlegtheit, und ohne seinem alten, jetzt schlummernden, aber über lang oder kurz gewiß zum Leben erwachenden, geistlicheu, und mitunter weltlichen universal Monarchen-Systeme auch nur am geringsten nachtheilig zu seyn.

Wenn man nur flüchtig überdenkt, was die päbstliche Macht auf ganz irrige, und falsche isidoranische Grundsätze gebaut, für Unfüge, mehrere Jahrhunderte hindurch,

in der ganzen Christenheit getrieben, und was für Unheil selbe selbst in Frankreich angerichtet hat: wie sich die Päbste nicht etwa im Stillen, sondern überlaut als un- umschränkte Monarchen in geistlichen, und wohl manchmal auch zeitlichen Dingen auf- geworfen; und wie die Curia romana mit den reichen Einkünften der französischen Klö- ster und Kirchen nach Gutdünken geschaltet, und unter tausend Vorwänden das Christen- volk ausgesogen, so daß sich sogar der sanft- müthige und heilige König Ludwig mit streng stem Ernste entgegen setzen, und das Parla- ment von Tours, so wie die Kammer zu Chalons die unverschämten, schriftlichen Foderungen der Päbste öffentlich zum Feuer verdammen mußten: wie die französische Geistlichkeit sich der Gerichtsbarkeit welt- licher Richterstühle gänzlich zu entziehen gewußt: was für Gräuelszenen die Inqui- sition in Frankreich, die Bartholomäus- Nacht, das Edikt von Nantes, die Bulla Unigenitus &c. alles durch die Geistlichkeit, und auf Roms öffentlichen oder heimlichen

Wink veranstaltet, gestiftet haben: wenn man, sag' ich nur dieß wenige obenhin überdenkt, so läßt sichs kaum begreifen, wies die dermalige, französische Regierung beym Abschlusse ihres Concordats mit Rom, so leicht nehmen, und nicht darauf bedacht seyn konnte, die päbstliche Gewalt in die gehörigen Schranken, die ihr Christus, und die ältern, ächten Kirchensatzungen bestimmt haben, zurück zu weisen.

Außer den schon oben berührten Vorzügen, hat der Pabst keine, und kann auch keine mit Recht fodern. Damit sind alle redlich gesinnte, und aufgeklärte, katholische Geistliche einverstanden. In diese Schranken zurückgesetzt, würde die päbstliche Macht in Zukunft nie wieder ausschweifen können: und nur auf diese Weise kann, wie Portalis sagt, der Einfluß des Pabstes dem Staate nie lästig werden.

Aber warum, wenn es zu fragen erlaubt ist, hat man diese Corde auch von

ferne

ferne nicht berührt? Man konnte sich nicht, erwiedert Portalis, in dogmatische Dißcusssonen einlassen. Das war aber auch nicht nöthig. Die französische Regierung hatte das Recht, den Pabst anzuhalten, die Erklärung der französischen Geistlichkeit vom J. 1682 zu unterschreiben, und dieser Erklärung noch andre Dinge in Hinsicht auf päbstliche Gewalt beyzusetzen. Den Weg dazu hatten die gelehrten 18 französischen Erz- und Bischöfe bereits gebahnt: da sie die Harmonie der wahren Grundsätze der Kirche, der Moral, und der Vernunft mit der bürgerlichen Verfassung des Klerus von Frankreich zu Anfange der Revolution verfaßt, und in den Druck gelegt haben.

Rom hätte entweder in diese gerechte Fodrung einwilligen, und unterzeichnen, oder sich dagegen sträuben müssen. Im letztern Falle hätten sich seine bösen Plane, und unredliche Absichten offenbar verrathen: im erstern hingegen wäre gegen alle künftige

päbstliche Despotie, und die daraus für Religion und Staat entspringenden Zerrüttungen gesorgt gewesen.

Portalis und mit ihm viele andre müssen diese Vorsicht für zu kleinlich angesehen haben. Nach ihrer Meynung mögen Frankreichs gegenwärtige Macht, die dort herrschende Philosophie, der alle Franzosen, und also auch die dortigen Geistlichen belebende Patriotism, die durch den Frieden befestigte Ruhe von innen und von außen, allgemeine Versöhnung aller Franzosen, und großmüthige Zurückrufung ins Vaterland sogar derjenigen, die sich nichts weniger als gut zur Zeit der Revolution gegen selbes betragen hatten rc. alle weitere Vorsorgen entbehrlich machen.

Allein alle menschliche Dinge sind den Veränderungen unterworfen. Glanz und Macht sind nicht ewig bleibend. Athen, wie schon gesagt worden ist, steckt seit vielen Jahrhunderten in tiefsten Finsternissen.

nissen. Auf den Patriotismus der katho-lischen Geistlichkeit, die nach dem derma-ligen System weniger vom Staat, als vom Pabste abhängt, und abhängen muß, möcht' ich um so weniger zählen, als in unsern Tagen der Egoism, vorzüglich un-ter den Geistlichen zu sehr ausgebreitet ist; und nur wenige Menschen, wie die ehe-maligen Venezianer, zuerst Venezianer, und dann Katholiken sind. Die dermalige Ruhe von innen und von außen kann leicht gestört werden — und von der Freund-schaft eines ausgesöhnten Feindes bewah-re mich und alle Menschen unser liebe Herr und Gott.

Bedächtlicher handelte ohnstreitig Rom. Bey keiner Möglichkeit, die zu Revolu-tions-Zeiten veräußerten, geistlichen Gü-ter auf der Stelle zurück zu erhalten, gab es nach; aber es ist schon dafür gesorgt, daß wieder für die Geistlichkeit, und zu Ausübung des Kultus gesetzmäßig geschenkt werden darf. Die Beschränkung, daß

solche Donationen nur in Staatsrenten bestehen können, hindert bloß den Erwerb der Kapitalien, nicht aber der Interessen: und nur ein bischen Geduld, sie hebt sich mit der Zeit schon gänzlich. Die Winde sind nur in einigen, wenigen Monaten ungestümm: sie werden dann schon wieder ruhiger. Zeit und Umstände begünstigen oft: und wer über die Gewissen herrschet, herrschet in dieser Welt über alles.

Uebrigens hat Rom bey diesem Concordate am geringsten nichts verlohren.

Die Hierarchie steht, wie zu Zeiten Gregors VII. des Universal-Monarchen in geistlichen und zeitlichen Dingen, im vollesten Glanze da. — Ein Cardinal Legat, Erzbischöfe, Bischöfe, Domherrn, päbstliche Investituren: also wieder Geldzufluß aus Frankreich.

Pallien, Annaten, Ablässe, privilegirte Altäre, Dispensen in Hinsicht auf

Fleischessen an gebothenen Fasttagen, verbothene Bücher zu lesen, im ersten und zweyten Grade heurathen zu dürfen ꝛc. werden vermuthlich nicht lange mehr zurück bleiben. — Und was der römischen Politik ewige Ehre macht, eine Geistlichkeit, mit dem Cölibatsgebothe auf dem Nacken, damit der Priester, nach Gregors VII. Ausdrücken, ganz Priester, und nicht mehr Staatsbürger sey; damit er ganz vom römischen Stuhle, und nicht mehr von weltlichen Fürsten und Obrigkeiten abhänge, und keinem Großen um Beförderung seiner Kinder schmeicheln müsse.

Eine ehemalige königliche Regierung in Frankreich gab seinen zum Kirchenrath in Trient abgehenden Gesandten den gemessensten Auftrag, alles mögliche anzuwenden, den Cölibat der Geistlichkeit aufheben zu machen: oder doch wenigsten, wenn dieß durchaus ohnmöglich wäre, darauf zu bestehen, daß niemand vor dem 30sten Jahre zum Priester eingeweyht werden

sollte.

sollte. — Die itzige Regierung fand es für zu geringfügig, auf eins wie aufs andre zu denken.

Kurz: wer immer das von der französischen Regierung mit dem Pabste, als sichtbarem Oberhaupte der katholischen Kirche abgemachte Concordat durchliest, wird kaum in Abrede stellen können, daß Frankreich dabey viel zu leicht, und ohne gehörige Rücksicht auf die Zukunft: Rom hingegen mit aller Bedächtlichkeit zu Werke gegangen ist, und sich aus diesem heikeln Handel glorreich gezogen hat.

Th. Pr.
Sailer

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sailer, Johann Michael,

Der junge Geistliche des neunzehnten Jahrhunderts eine Rede ...

München 1802

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 2228
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11291763-5